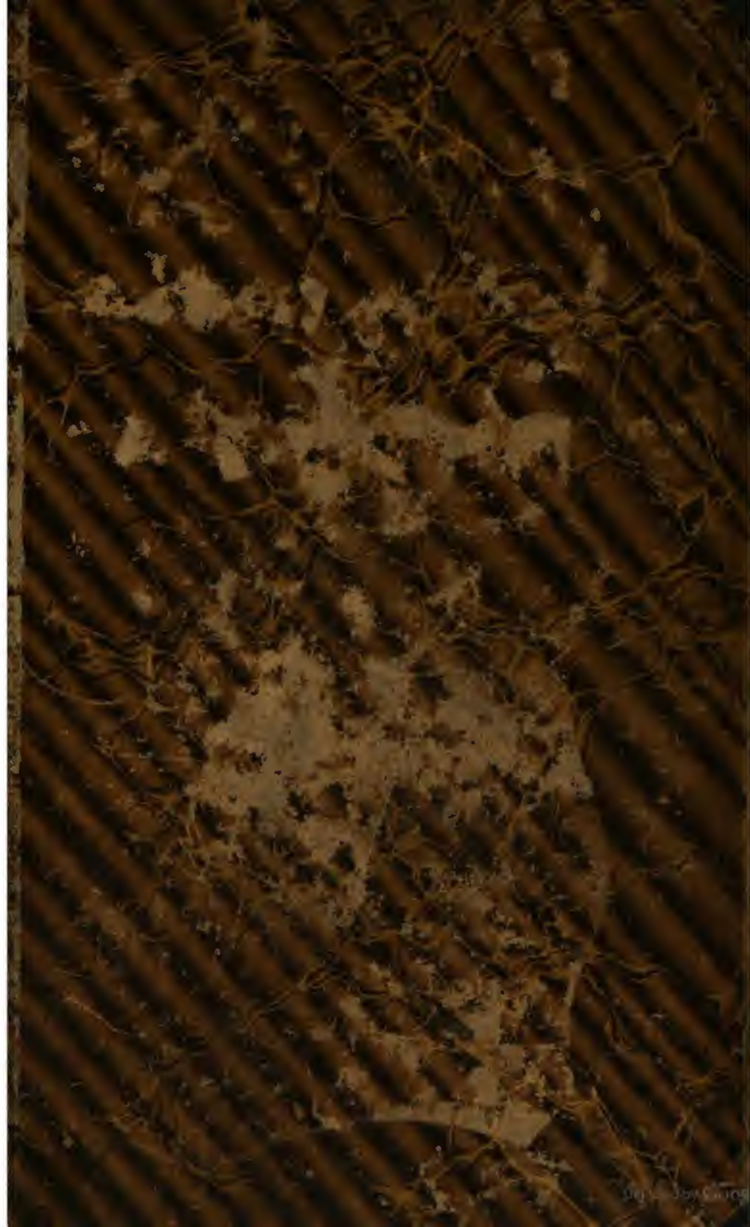


Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow in Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, R., Bilder a. d. Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.

Beta, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2½ Thlr.

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2½ Thlr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. 3 Bde. 4 Thlr.

Ernesti, Luise, Waldemar Bookhouse. 2 Bände. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bände. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1⅓ Thlr.

Gayette, J. M. v., Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr.

Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advocat Schnobeles. 2 Bde. 1½ Thlr. — Fes und Tschako. Soldatengeschichten. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 2½ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1½ Thlr.

Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon. Roman und Geschichte in 10 Bänden 10 Thlr. Volks-Ausgabe in 5 Bdn. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bände à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anecdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. Federzeichnungen. 1⅔ Thlr.

Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 1 Thlr.

Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 1 1/. Thlr. — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2 1/ Thlr.

Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 1 Thlr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Am Stein. 1 Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen. (1681). 1 Thlr.

Pichler, Louise, Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 2 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr.

Schirmer, Ad., Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr.

Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 24 Ngr.

Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 2 Thlr.

Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 4 Thlr.

Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bände. 2½ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr.

Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.

Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagog. Roman. 1⅓ Thlr.

Die Tochter des Spielers.

Roman

von

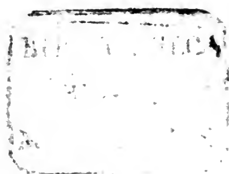
Luise Ernesti.

Motto:
„Sei Deiner Welt, so viel Du kannst, ein Engel,
Dann wird sie Dir, trotz aller ihrer Mängel,
Soviel sie kann, ein Himmel sein.“

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1865.



Erstes Kapitel.

Wer hat von der Insel Rügen aus die klare, tiefblaue Ostsee in ihrer majestätischen Ruhe erblickt, ohne nicht selbst ruhig zu werden? Wer hörte den letzten schwachen Ton ihrer, mit leisem Rauschen am Ufer ersterbenden Wellen, ohne nicht daran zu denken: „wie stille oft endet, was stürmisch begonnen!“

Wie stürmisch sie einst gewesen, diese schöne, tiefblaue Ostsee, die jetzt so wunderbar ruhig jener romantischen Insel blühendes Land umfließt, das zu glauben, bedürfen wir kaum der geschichtlichen Traditionen und poetischen Sagen aus Rügens Vergangenheit, haben kaum nöthig, von Usedoms Landspitze und Arkona's Kreidefelsen aus in's klare Meer zu blicken, um auf seinem Grunde die goldnen Zinnen der versunkenen Wunderstadt „Vineta,“ oder die breiten Mauern der alten Festung Arkona zu suchen,

die der geübte Blick des Fischers stets in der Tiefe des Meeres sehen will; sondern zur Bestätigung der Wildheit jenes jetzt anscheinend so stillen Elements genügt die Anschauung Dessen, was die Erdoberfläche bietet. Ein einziger Blick auf Rügens zerrissenes Land beweist nur zu klar die der See innewohnende furchtbare Macht und Gewalt, und läßt uns fast mit Zagen jene schmalen, sich weit in's Meer erstreckenden Erdzungen betreten, die bisher standhaft dem Andrange wilder Wogen getrotzt — fest und kühn ihren gefahrvollen Platz inmitten des Meeres behauptet haben. Doch steht man erst auf diesen schmalen, oft so winzig kleinen Stücken Landes, welche die brausende Meeresfluth einst von Rügen abgerissen, auf diesen Inseln und Halbinseln von „Vilm, Mönchgut, Wittow“ und dem „Gellen von Hiddensee“, die, wie viele andere, jetzt ringsum von Wogen und Wellen umrauscht und umspült werden, oder steht man auf Rügens hart am Meeresstrande hoch und kühn aufsteigenden Felsmassen, dem Wall der Jaromarsburg bei Arkona und dem schimmernd weißen Königsstuhl von Stubbenkammer, gegen welche Ufer die brausenden Wogen in schäumender Brandung

wird man der Gefahr jener Orte denken, überall einzig und allein durch die erhabene Schönheit des Baltischen Meeres gefesselt werden, überall von der poetischen Schönheit jenes romantischen Insellandes entzückt und bezaubert sein.

Jahrhunderte sind über jene verheerenden Stürme dahingezogen, die einst die stolze, blühende Wendenstadt „Vineta" im Schooße des Meeres begruben; Jahrhunderte sind seit jenen Stürmen vergangen, die so manche andere Stadt Rügens in die Tiefe der See hinabgezogen und das feste Land dieser schönen Insel in so wunderbarer Weise zerrissen und zerspalteten, wie es sich jetzt dem Blicke zeigt. Fast will es scheinen, als sei nun das unersättliche Meer befriedigt und verlange keine weitern Opfer mehr, denn still und ruhig umfließt es jetzt die ganze Insel; oder — sollte es nur wie ein von mächtiger Hand gebändigter Löwe zu ihren Füßen daliegen, einst wieder einmal wie früher in seiner ganzen stürmischen Wildheit hervorbrechen und in neu entfesselter Wuth all die blühende, lachende Schönheit verheeren und zerstören, die sich seit Jahrhunderten dort zu vollster Pracht entfaltet? Wer kann's wissen — wer voraussagen? — Wir wollen hoffen und wünschen, daß

Rügen, diese reizende Insel, welche jetzt so vertrauend in den mächtigen Armen des Meeres liegt, dort geschützt und geborgen bleibt, und fest und unerschütterlich den Platz behauptet, den die Wogen von Jahrtausenden ihr nicht entrissen haben.

Um den Burgwall von Arkona, da stürmt und wogt die Ostsee auch jetzt noch von Zeit zu Zeit in bedrohlicher Weise, und von zwanzig zu zwanzig Jahren ergeben Messungen und Berechnungen das so traurige Resultat: wie sicher, wenn auch langsam das Zerstörungswerk des Meeres fortschreitet. Von jenem breiten und mächtigen Erd- und Felsenwalle, der einst die starke Veste Arkona, die stolze Jaromarsburg und den geheiligten Tempel des Swantewitt getragen, — da spülen die Fluthen des Wassers immer mehr und mehr ab und begraben somit auf ewig in der Tiefe des Meeres, was einst für ewige Zeiten von Menschenhand auf der Höhe der Erde errichtet worden ist.

Auch zu Füßen des Königsstuhls auf Stubbenkammer schäumen bei Seewind die Wellen in so starker Brandung, daß kein Schiff dort landen kann. Auch sie sollen mehr und mehr den Boden von Jasmunds schönen Ufern unterminiren, der diese

weithin leuchtenden und kühn gen Himmel strebenden Kreidefelsen trägt. Sonst zeigt die Ostsee von Rügen aus mehr die tiefe Ruhe eines klaren See's, bietet meistentheils das Bild eines unendlichen Friedens, und wie schön — wie wunderbar schön ist dieser weite Wasserspiegel, wenn, wie so häufig, ein ungetrübter Aether in durchsichtigem Blau die stahlblaue Meeresfläche überwölbt', ihre endlosen Fernen mit den unermessnen Fernen des Horizonts in weißen Nebelduft zusammenfließen.

Wer dieses erhabene Bild der Majestät und Ruhe einmal erschaut, der magischen Gewalt jenes Eindrucks erlegen ist, — seinen Zauber empfunden, der wird sich darnach sehnen, dieses Bild wieder und wieder zu erblicken, — es fest und fester in sich aufzunehmen. Heiß und mächtig wird's ihn hinziehen aus dem rastlosen Treiben des Lebens zum stillen, ruhigen Strande der Ostsee, um so heißer und mächtiger, je länger er sich im rastlosen Treiben des Lebens bewegt, je müder und matter er geworden im endlosen Kampfe mit Welt und Menschen, in dem ewigen Kampfe mit Gefühlen und Gedanken, Wünschen und Hoffnungen.

Auf Rügen geboren und erzogen, hatte Herr

von Eckardstein, nachdem er sein Heimathland verlassen, Zeit seines Lebens angekämpft gegen jene unbezwingliche Sehnsucht nach der Scholle Erde, wo seine Wiege gestanden. Immer hatten äußere Verhältnisse, Rücksichten auf seine Frau, die fest am heimathlichen Strande der Nordsee hing, ihn von dort fern gehalten. Alles Dessen beraubt, was ihm einst die Heimath ersetzt, wenn auch nie vergessen gemacht, kehrte er als lebenmüder Greis zu dem Orte zurück, welcher mit tausend glücklichen Erinnerungen an die Tage seiner Kindheit und ersten Jugendzeit im engsten und schönsten Zusammenhange stand.

Unverändert fand er fast Alles auf seiner heimathlichen Insel — während er doch selbst so gänzlich verändert! — Wie froh war er, sein von Sagen, von Wellen umrauschtes, poetisches Vaterland endlich wieder zu sehen. — Die großartigen Küsten der mächtigen Nordsee hatten ihm nie geboten, was treu in seiner Erinnerung vom blühenden Gestade der Ostsee gelebt, — da fand er sie wieder, jene herrlichen alten Wälder, die mit ihrem duftigen Grün die blauen Flächen der Seen umkränzen, — jene

Meeres vordringend, ihre Wurzeln und Stämme von den Fluthen umrauschen lassen oder auf stolzer Felshöhe sich erhebend, ruhig hinabblicken in das tiefblaue, klare Wasser, das ihre breiten Kronen so treu, so schön wiederspiegelt. — Da fand er sie wieder jene Berge, von deren Kuppen er als Kind, als Jüngling so oft entzückt hinab geschaut auf das schöne Land seiner Heimath, auf das majestätische Meer mit seinen blauen Fernen, — jene Berge, von denen aus er so oft sehnend hingeblickt in diese verhüllten Fernen, wo er so oft die Möven beneidet, die hinausfliegen konnten über die endlose Fläche der Ostsee, wo ihm seine Träume die herrlichsten Wunder der weiten Welt vorgaukelten.

Nun lag hinter ihm, was er ersehnt! — Er hatte erschaut jene Wunder der Welt. — Wie er jetzt leicht lächelnd auf Jasmunds blauen „Bodden" blickte, wo die Träume seiner Jugend ihm so manches Mal das bezaubernde Bild Hertha's, der auf Rügen verehrten Göttin der Erde, vorgezaubert, die, die goldnen Locken mit grünem Eichenkranze umwunden, im weißen, flatternden Gewande segenbringend auf goldnem Wagen über die Fluthen des Meeres gezogen und dann in der Tiefe ihres heilgen See's verschwunden

war, — so ernst wurde er nun, gedachte er jener andern Träume seiner Jugend, die ihm im Nebelduft der Ferne so sonnige Bilder des Glücks verheißen. — Wie ruhig sah jetzt Eckardstein die weißen Möven zur Ferne ziehen! — ihr blauer Duft umwob nun keine goldnen Illusionen mehr und — nachdem er die ersehnten Wunder der Welt erschaut, hatten sie ihren Zauber für ihn verloren. — — —

Suchte der müde Schritt des Greises jetzt auch noch mitunter jene alten Grabstätten Rügens auf, unter denen die ersten Bewohner der Insel in mächtigen Hügeln ruhen, so geschah es nicht wie sonst, wenn das Mondlicht mit geisterhaftem Schein die Gräber der alten Hünen umleuchtete; sondern nun war's der helle Tag, den Eckardstein zu jenen Gängen wählte. Weilte er jetzt an diesen mächtigen Erdhügeln, an denen er sonst so manchesmal mit dem Wunsche gestanden: „daß Die, die darin ruhen, ihm erzählen möchten, wohin ihre Geister gegangen, ihm berichten möchten aus dem Lande der ewigen Ruhe", so pflegte er auch über jene kindischen Wünsche zu lächeln und ernst zu denken: „wie bald werde ich dort sein, wohin sie Alle voran gegangen, wie bald jene Räthsel gelöst sehen, die meine jugendliche

Phantasie sich ebenso anders ausgemalt, wie die Wunder der fernen Welt.

Dieser Hinübergang in ein anderes, besseres Leben erfolgte aber nicht so rasch, wie Herr von Eckardstein sich bei seiner Landung in Rügen, bei seiner Ankunft und Aufenthalt in Bronswiek gedacht.

Dort, wo der Greis nur zu sterben geglaubt, lebte er noch einmal auf; dort, wo er nur über zerstörte Illusionen seines Lebens zu trauern gedacht, wurde ihm noch eine unvermuthete Freude zu Theil, — eine Freude, die gleich dem letzten Sonnenstrahl an trüben Tagen, durch dunkle Wolkenmassen brechend, zwar wie jener auch von dunklem Wolkenkranze umsäumt blieb, aber trotzdem strahlend hervorleuchtete und mit goldenem Schein den Abend seines Lebens umwob.

Zweites Kapitel.

Der Sommer des Jahres 1836 hatte sich zu Ende geneigt, und Rügens Glanzepoche in Bezug zur Witterung stand im Zenith, als an einem dieser herrlichen Tage, im Beginn des Monats September, Baron von Eckardstein auf dem Balkon seines Schlosses zu Bronswiek saß.

Bronswiek lag im Norden Jasmunds, jener schönsten und blühendsten Halbinsel des Rügen'schen Landes und war eins seiner reichsten und großartigsten Güter an Feldern, Wiesen und Waldungen. Das von einem breiten Graben und fester Ringmauer umgebene Schloß, in deren Bezirk nur ein mit Quadersteinen ausgelegter Hof und kleiner Garten lag, erhob sich auf einem jener aufsteigenden Hügel, an denen jene Insel der Ostsee so reich, und die in fast ununterbrochenen Wellenlinien ihre ganze Fläche durchziehen.

Die zum Gute gehörigen Oekonomiegebäude dehnten sich in länglichem Viereck hinter der breiten Ringmauer zur linken Seite des Schlosses aus, während zu seiner Rechten und längs der Hinterfronte des Gebäudes sich der alterthümliche Garten bis zu den Felsklippen am Meere hinzog. Er hatte lange und hohe Buchen- und Taxushecken, uralte Bäume und viele in seltsamer, stets voneinander abweichender Formation aufsteigende Buchsbaumpyramiden, zwischen denen Vasen und Statuen angebracht waren, die der Lauf der Zeiten geschwärzt oder mit grünem Moose überzogen. Diese Buchsbaumpyramiden bildeten nach den Felsklippen zu eine enggeschlossene Allee, an deren Ausgangspunkten erhöhte Pavillons lagen, welche die weitesten Aussichten auf Land und Meer boten.

Der Strand von Bronswiek bestand, wie Jasmunds ganze Nord- und Ostküste, aus jenen hohen mehr steil als senkrecht ins Meer abfallenden Felsen von Kreide und Feuerstein, deren einzelne Vorsprünge auf Rügen als „Orte" bezeichnet werden, und von denen der bedeutendste, jener weltberühmte, sich 400 Fuß über dem Meere erhebende „Königsstuhl auf Stubbenkammer" ist. Auch um einzelne

der Bronswieker weißen Kreidefelsen zogen alte Buchen einen grünen Kranz oder zierten sie, wie so viele Klippen an Jasmunds Küste mit smaragdner Krone; zwischen manche ihrer licht und glänzend aufsteigenden Massen bildeten auch dunkle Baumschluchten einen Durchgang zum Meere. Einen dieser Engpässe hatten die früheren Besitzer von Bronswiek erweitern lassen, und wie durch eine gewölbte Laubhalle schritt man von dort zum Strand des Meeres hin, dessen blaue Wogen tausend und aber tausend kleiner, verschiedenfarbiger Steine in buntester Mosaik mit reizendsten Rahmen umschließen.

Der Styl, in dem das Schloß erbaut, hielt die Mitte zwischen dem Baustyl der alten Schlösser zu Spyker und Ralswiek, und stammte, wie jene, aus den Zeiten, wo die Insel Rügen unter schwedischer Oberhoheit gestanden.

Das Schloß zu Bronswiek war nur klein, hatte nur erhöhtes Parterre und eine Etage. Nach Ansicht Vieler war das Haus zu klein für die beiden hohen, mächtigen, an den Ecken seiner Vorderfronte vorspringenden Thürme, die mit ihren Plattformen und breiten Mauerkronen sich weit über den Giebel

waren es, die dem Schlosse nächst dem dunkeln Grau seiner Steinwände das alterthümliche und eigenthümliche Aussehn gaben. Der Eindruck des Düstern und Unfreundlichen, den so leicht durch den Lauf der Zeiten geschwärzte Mauern machen, wurde beim Bronswieker Schlosse durch üppiges Grün gemildert. Epheu und Eppich bedeckten in dichten Blätterlagen die Thürme bis weit über die Fenster ihrer ersten Stockwerke, ja manche ihrer Ranken ragten weit hinaus bis über die in Blei gefaßten Scheiben ihrer dritten Etagen und erstreckten sich hoch und kühn bis zu ihren flachen Plateaus, wo sie die dunkeln Zacken der Mauerkronen mit dem lichtesten Grün ihrer jungen Blätter umkränzten. Die sechs starken Säulen, welche den breiten Balkon an der Vorderfronte des Hauses trugen, waren mit dem Laube wilden Wein's reich umzogen und schmückten um jene Jahreszeit das Haus in hübschester Weise durch die abweichenden Farbenschattirungen ihrer saftig grünen und leuchtend rothen Blätter. Mit diesen Zweigen wilden Weins war auch das eiserne Simse des Balkons durchflochten und umschlungen, die Simse der Gallerien bedeckt, die, in schön und zierlich geschwungenen Linien auslaufend, den großen

Balkon mit den kleinern Seitenbalkons an den Eckthürmen verbanden. Herrliche Blumen schmückten außerdem die Vasen der Balkongeländer, Palmen und andere ausländische Gewächse umwölbten die Thüren, wie grüne Laubhallen und boten Schutz gegen die Strahlen der Sonne.

Das Schloß bildete ein gradliniges Viereck; seine Vorderfronte bestand nur aus acht hohen und sehr breiten Fenstern und den drei mächtigen Flügelthüren in ihrer Mitte. Ueber dem mit schönen Reliefs verzierten Eingangsportale, zu dem alterthümliche in weiten Bogen ausgeschweifte Freitreppen hinaufführten, und welches der Balkon in schön ausgearbeiteter Bogenhalle überwölbte, prangte von Emblemen umgeben, die sich alle auf den Ruhm des Hauses Eckardstein bezogen, das Familienwappen: ein von vielen Pfeilen durchbohrter, sterbender Löwe, — ein Wappen, das Jahrhunderte lang von diesem alten Rügenschen Adelsgeschlechte geführt, mit dem jetzigen Besitzer von Bronswiek erlosch.

Trat man durch dieses Portal ein, befand man sich in einer weiten, hoch gewölbten, aber ziemlich düstern Halle, an deren Wänden die Ahnen der Familie, Portraits aus dem schwedischen Königshause

und die Bilder der Fürsten und Fürstinnen von Putbus hingen. Zwei große Flügelthüren von dunkelm Eichenholz, zu beiden Seiten im Vordergrunde der Halle, führten nach den Zimmern, die an die Thürme stießen, und in denen Kabinete angebracht waren. Diese untern Räume wurden nur zur Aufnahme fremder Gäste benutzt. Eine noch breitere und höhere Thüre im Mittelpunkt des tiefsten Hintergrunds, führte zu den Wirthschaftsräumen des Hauses und den Wohnungen des Dienstpersonals. Zu beiden Seiten dieser Mittelthüre erhoben sich breite Treppenfluchten hinauf zu der oberen Etage des Schlosses. Diese Zimmer waren alle hell, licht, sonnig, bestanden aus den Wohngemächern des Hausherrn und seines Freundes, des Generals von Halden, den beiden runden Thurmzimmern, einigen Fremdenstuben, der Bibliothek, dem Billard- und Lesezimmer, einem großen Speisesaal und kleinen Salon, dem sogenannten „grünen oder Kaffeesalon" und einem Raume, der das Prachtgemach des Hauses war und der Königssaal hieß, weil dort einst Schwedens großer König „Gustav Adolph" einige Tage gewohnt.

Dieser Königssaal war seines Names würdig;

hoch, breit und gewölbt, durchschnitt sein Raum das Schloß in seiner ganzen Tiefe. Alle Fenster bestanden aus nur einer starken Glasfläche, die vermittelst künstlichen Mechanismus bei leichtem Druck zur Seite wich und in der Wand verschwand. Die fünf Fenster der Hinterfronte des Hauses, sowie der Blick vom Balkon und den beiden Fenstern zu seiner Seite, boten die herrlichsten Fernsichten auf das Rügensche Land und auf das Meer, — An- und Aussichten, wie sie der Rugard kaum schöner aufzuweisen hat, und die nur von jenen auf den luftigen Höhen der Plateaus der Thürme übertroffen wurden.

Das helle, blendende Licht in diesem Königssaale wurde durch dunkle Sammettapeten und lang herabfallende Vorhänge von purpurrothem Seidenstoff gemildert. Der rosige Schein, den die Gardinen verbreiteten, zitterte nun in matt gedämpftem Licht auf dem Dunkel der Wand, dem hellen Tafelwerk des Fußbodens und überhauchte mit der Färbung des Innern einer Seemuschel die reiche Stuckatur der gewölbten Decke, deren vier mächtige Plafonds die Jahreszeiten mit ihren verschiedenen Attributen in kunstvollster Arbeit darstellten. Breite und reiche Blumenguirlanden verbanden die Plafonds, und um

das Ganze zog sich am Rande des Gewölbes eine Kette so verschiedenartiger Muscheln hin, daß man, indem man zu ihr emporblickte, auf den Grund des Meeres zu schauen meinte, dem diese genialen Formationen entnommen und künstlich nachgebildet waren.

Mit der Pracht der Bauart dieses Königssaales hielt die innere Ausstattung gleichen Schritt. Da waren die antiksten und kostbarsten Möbel von Ebenholz, reich mit Gold und Perlmutter ausgelegt, die schwellenden Divans, Ottomanen, Sopha's und Sessel, mit demselben schweren Seidendamast überzogen, der in so reichen Falten von den Höhen der Fenster und Thüren niederwallte. Die Wände schmückten theils neuere Bilder aus Rügens Vorzeit, wie z. B. die Landung des Dänenkönigs Waldemar und der Fürsten Pommerns, die endlich den Götzendienst von dieser Insel verbannen wollten, der sich dort, inmitten der Meereswogen, bis in's zwölfte Jahrhundert erhalten, — ferner die „Zerstörung des Swantewitt-Tempel" und anderer wichtiger Momente aus der Geschichte Rügens. Neben diesen historischen Bildern prangten Originale und Copien alter berühmter Meister; kostbare Vasen und Statuen, die mit dem lichten Weiß ihres Marmors wirksam ge-

gen den dunklen Grund der Wände contrastirten. Die kleinste Anordnung zeigte die kunstverständige Hand, welche in dem Raume gewaltet.

Was aber war all diese Pracht der Kunst im Innern des Saales gegen die Pracht der Natur, die sich von dort vor dem überraschten Blicke entfaltete?

Wie schnell waren die schönsten Landschaften eines Claude Lorrain, eines Ruesdael und anderer Meister vergessen bei den lebensvollen, farbenreichen Gemälden, die ein Gott in Rügen erschaffen! So zart Claude Lorrain auch den weichen Duft in seinen Bildern wiederzugeben gewußt, wie treu Ruesdael auch der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen verstanden und uns in seinen wunderbar schönen Gemälden verewigt hat — was ist Claude Lorrain's gemalter Duft gegen die Weichheit und Klarheit, mit welcher Luft und Licht die Landschaften der Natur umhauchen? was ist Ruesdael's unvergleichlichste Waldespracht mit ihrem tiefen Zauber, gegen jenen Eindruck, den ein auf einfachem Wiesengrunde aufsteigender Baum hervorbringen kann, wenn Sonnenglanz seine Zweige durchleuchtet, der Wind seinen

Wipfel anmuthig schaukelt und ein tausendstimmiges Flüstern in ihm ertönen läßt? —

Und könntet Ihr hochbegabten und angestaunten Künstler der Vorzeit, Ihr berühmten Maler der Jetztzeit auch selbst die Wunder der Erde noch wiedergeben, vermögt Ihr sie uns durch die Macht Eurer Farben so zu veranschaulichen, daß sie in der vollsten Wärme ihres Tons uns vor Augen treten, uns vergessen machen, daß Eure Blumen nicht wirklich blühen, Eure Berge und Wiesen nicht in Wahrheit grünen, Eure Bäume festgezaubert sind, ihr Laub nicht im Sonnenstrahl erzittert, die Kühle ihres Schattens uns nicht erfrischt — — — könntet Ihr auch Das in höchster Vollendung, die Wunder des Meeres sind und bleiben Euch doch verschlossen! — und mischen Euch Engel selbst die Farben, — die leuchtenden Farben des Meeres kann nur ein Gott erschaffen; diese wogenden Wellen der See, die Niemand bannt, wolltet Ihr bannen? — Nein und tausendmal nein! — Nie und nimmer vermag Eure genialste Künstlerhand in voller Gewalt die gewaltige und erhabene Majestät jener endlosen Wasserflächen wieder zu geben, immer und ewig wird Euer bestgelungenstes Meisterwerk der

Art ein Atom — ein Nichts sein gegen dieses höchste Wunder der Natur, gegen diese großartigste Schöpfung des allmächtigen Gottes! —

In Rügen vereint sich in wunderbarer Weise die blühende, lachende Schönheit der Erde mit der tiefen, unergründlichen Schönheit des Meeres. Unergründlich ist sein Reiz, denn läge die Schönheit der See nur einzig im Auf- und Abwogen ihrer Wellen, wie könnte dann ihr ruhiger Wasserspiegel einen so mächtigen Zauber ausüben?

Für diesen stillen Zauber des Meeres war Herr von Eckardstein besonders empfänglich. Er konnte vom Balkon seines Schlosses, das ziemlich hart am Ufer des Tromperwiek aufstieg, die breiten, mächtigen Wogen jener Fläche der Ostsee überschauen, welche bis hinauf zu Arkonas Spitze diesen Namen trägt. Die Häupter der Wellen waren an dem Tage mit Schaum gekrönt, und zogen lichte, schimmernde Silberfurchen durch das leuchtende Blau und glänzende Smaragdgrün des Meeres.

Wie schön und herrlich, wie groß und erhaben aber auch der Blick auf jenen weiten, vom hellsten Sonnenlicht beleuchteten Meeresspiegel mit seiner

endlosen Ferne war, — der alte Herr wandte sich immer und wieder ab von jenem glänzenden, farbenreichen Bilde, — sah immer und wieder nach links, auf seinen Lieblingspunkt. — Fort über den so wunderlich ausgezackten See von Spyker bot sich der Anblick von Jasmunds großem, blauem „Bodden“, der von keiner Welle bewegt, von keiner Woge beunruhigt, gleich dem stillsten, klarsten See vor seinen Augen lag, den am jenseitigen Ufer die waldigen Höhen der Banzelwitzer Berge mit dunkelm Rahmen umschlossen, und welcher in seiner tiefen Ruhe und stillen Unbeweglichkeit jenen milden, besänftigenden Eindruck hervorbrachte, dessen wir als so wohlthuend für Die erwähnten, welche im rastlosen Treiben des Lebens sich müde gekämpft, ebenso heiße Sehnsucht nach innerer, wie äußerer Ruhe empfinden.

Zwischen den Meeresflächen des „Tromperwieks“ und großen „Jasmunder Boddens“ sah man vom Balkon zu Bronswiek über die schmale Erdzunge der „Schabe“ fort nach Wittow, hin zum vorspringenden Felswall von Arkona mit seinem hohen Leuchtthurme. Das Dreieck der Halbinsel Wittow, das die Schabe mit Jasmund verbindet, ragt wie das

Dreizack Neptuns aus den Wogen empor, und die weißen Sanddünen von Hiddensee und der Schabe, mit ihren mit Haidekraut gekrönten Häuptern, tauchen gleich Schaaren bekränzter Wassernixen um und neben diesem Attribute des mächtigen Flußgottes aus blauer Meeresfluth auf, leuchten in ihrer wunderbaren Gestaltung durch die Helle des Tages, schimmern glänzend in mondhellen Nächten über den Wellen und verschwinden nur dann, wenn beim Sturme die Ostsee ihre brausenden Wellen über die Dünen der Schabe und die der Insel Hiddensee ergießt.

Einige Monate zuvor hatte Herr von Eckardstein nicht mehr gedacht, auf jenem Balkon zu weilen, jenen Anblick des Landes und Meeres genießen zu können. Noch einmal aber war die Kraft seines Körpers gegen die Macht des Alters in die Schranken getreten und hatte die Krankheit besiegt. Trotz seiner achtzig Jahre war er wieder wohl auf, und seiner hohen, ungebeugten Gestalt sah man nicht an, wie tief ihn oft die Schwere eines unerbittlichen Geschicks gedrückt, wie furchtbar schwer ihn noch vor Kurzem ein Schlag getroffen, den er selbst als

sem bittersten Tropfen im Kelche seiner Leiden waren aber nun auch schon die Wellen der Zeit hinweggerauscht, und Monate seit dem ersten, entsetzlichen Eindrucke vergangen. — Jede Erinnerung daran machte aber die Wunde von Neuem bluten, und sowie seine Gedanken bei diesem dunkeln Punkte der letzten Vergangenheit weilten, überwältigte ihn noch immer der Schmerz, dessen Macht vielleicht aus dem Grunde so groß, weil ein unbekanntes Gefühl sich ihm beimischte — das Gefühl der Reue. — Ja Reue, diese nagende, diese unüberwindliche und stets von Neuem auftauchende Marter des Gedankens, sie war's, die den Greis auch in den Augenblicken quälte, wo er hinausschaute über Wogen und Wellen, hin zur endlosen Ferne des Meeres, denn — so weit er auch zu blicken vermochte, so nah blieb ihm doch der Gedanke: „Hättest du anders gehandelt, wäre vielleicht Alles anders gekommen!" Ruhe vor diesem furchtbaren Gedanken fand er erst immer wieder, wenn sein Auge sich hinwandte zu dem Bilde des Friedens und der Stille, das Jasmunds unbewegter blauer Bodden ihm bot. Und als er wieder einmal den beschwichtigenden Eindruck jenes friedlichen Bildes genossen, da falteten sich unwill-

kürlich seine Hände, und das Auge zum lichten Aether des Himmels erhebend, rief er:

„O Gott, sende sie mir endlich, endlich, damit ich am Kinde gut machen kann, was ich vielleicht an der Mutter verschuldet!“

Drittes Kapitel.

Nur in einzelnen wenigen Fällen des Lebens folgt die Erfüllung dem Wunsche, und wird Jemand dieser Vorzug zu Theil, er sollte ihn ansehen als eine besondere Gnade des Himmels, — sollte in dankbarer Erwägung des Hauptsächlichen, sich nicht an etwaige Nebendinge stoßen und dadurch die Freude und das Glück am Ganzen trüben lassen, sollte vor Allem in solchem Falle die ernste Frage aufwerfen: „womit hast Du die Erhörung Deiner Bitte überhaupt verdient?"

Herrn von Eckardstein wurde jenes seltene Glück zu Theil, seinen Wunsch erhört zu sehen, nachdem er ihn kaum ausgesprochen und — wie nahm er die ihm gewährte Gnade des Himmels auf? —

Sein kurzes, aber festes Gelübde: „an dem Kinde gut machen zu wollen, was er vielleicht an

der Mutter verschuldet," war noch nicht verhallt, als Jemand neben ihm auf den Balkon trat und in tiefer Bewegung seinen Namen rief. Wie rasch und lebhaft blickte sich der Greis bei dem wohlbekannten Klange dieser lieben, so lang nicht gehörten Stimme um, und wie freudig schaute er empor zu dem ernsten, milden Antlitz seines treuen und bewährten Freundes, des Generals von Halden. Die Thräne, welche über die gefurchte und gebräunte Wange des alten Kriegers floß, feuchtete auch ihm das Auge, wortlos reichte er ihm beide Hände, und erst nach einer Pause von mehreren Secunden zitterte die bange Frage über seine bebenden Lippen: „Ist sie da?"

Mit einem freudigen „Ja" wurde diese Frage beantwortet, mit einem festen, innigen Drucke der Hand das inhaltschwere Wort besiegelt.

„Und wo — wo ist sie? warum kommt sie nicht?" rief Herr von Eckardstein, sich angstvoll umblickend.

So einfach und natürlich diese Fragen, so groß und unerklärlich ihre Wirkung! — Der Mann, an den sie gerichtet, hatte doch so oft ruhig im dichtesten Gewühl der Schlachten gestanden und unbewegt dem Tode und Verderben in's Auge gesehen; er hatte ohne Zittern das Herannahen blutiger

Kämpfe, erbitterter Gegner beobachtet, und war ohne Zagen den gefährlichsten Waffen des Feindes begegnet; auch bei Wortstreitigkeiten war er dem Kampfe nie ausgewichen und hatte stets voll Geistesgegenwart und Ueberlegenheit die schlagendste und wirksamste Entgegnung in Bereitschaft gehabt — und jetzt vermochte eine so schlichte, so natürliche Frage ihn in so auffallender Weise zu verwirren, in solcher Weise, daß der Eindruck selbst einem weniger geübten Forscherblick, wie Herr von Eckardstein ihn besaß, nicht entgangen wäre, um so weniger aber diesem entging, als er nicht das Auge von ihm abwandte und fest und prüfend auf den Freund schaute. Nach einer Weile setzte er besorgt hinzu: „Was ist Ihnen, theurer Halden, haben Sie mir ein Unglück zu berichten?"

General von Halden faßte sich und entgegnete ernst: „Nein! — auch mir persönlich ist Nichts zugestoßen und mein Herz im Gegentheil von einer Freude erfüllt, wie ich sie nie mehr zu empfinden gedacht! Diese Freude würde aber ganz rein, ganz ungetrübt sein, träte mir an der Schwelle dieses Hauses, dem ich ein seltenes Glück zu bringen hoffe, nicht abermals jener dunkle Geist entgegen, der so

lange die wahre Freude daraus verbannt gehalten, — ich meine den Geist des Starrsinns, des blinden, wenn auch gerechten Vorurtheils, den Geist des Hasses und der Rache!“

„Wie soll ich das verstehen, lieber Halden?“ fragte der Greis, und sein bleiches Antlitz färbte sich leicht, seine Züge verriethen Unruhe und Verlegenheit.

„Wie Sie mich verstanden haben!“ antwortete der General ruhig und mit seltsamer Betonung jedes Worts. Ihm war der Farbenwechsel im Gesicht des Freundes eben so wenig entgangen, wie der Ausdruck, — er wußte sich hinlänglich verstanden, und es bedurfte daher seiner festen Ansicht nach keines weitern, erläuternden Worts. Als Eckardstein aber nun beharrlich schwieg und jener finstere, entschlossene Zug in seinem Antlitz auftauchte, den General von Halden nur zu wohl kannte und der ihm das schlimmste Zeichen war, — da ergriff er beide Hände des Freundes und ihm fest in's Auge blickend, sprach er eindringlich:

„Bannen Sie jenen Geist des Starrsinns, lieber Eckardstein, verscheuchen Sie die bösen Furien des Hasses und der Rache aus Ihrem sonst so guten und milden Herzen, thun Sie, was Sie thun, ganz-

und — indem Sie der Verwaisten eine Heimath geben — dem unschuldigen Kinde die Arme öffnen wollen, da nehmen Sie zuvor von dem bedrückten Herzen dieses armen Geschöpfs die bange Sorge, daß Sie nicht auch endlich Dem verziehen haben, der zwar schwer gesündigt, aber selbst noch als Verbrecher der Vater des Kindes bleibt, — ein Vater, an dem ihre ganze Seele hängt."

„Nein, nein!" rief Eckardstein zurücktretend und abwehrend die Hände von sich streckend, wie wenn er ein entsetzliches Gespenst sähe und fuhr mit gepreßter Stimme fort:

„Erwähnen Sie Seiner nicht, Halden, mahnen Sie mich nicht an Ihn, denn — denke ich daran, daß Er der Vater, so vergesse ich immer und wieder, wer des Kindes Mutter ist!"

„Bedenken Sie, daß Er todt! Der Tod sühnt Alles!"

„Jenes Verbrechen nicht, um dessentwillen ich ihn nur noch mehr hasse."

„Soll und kann denn Ihr Haß bis über das Grab hinausreichen, Eckardstein?"

„Er reicht darüber hinaus, er soll und wird von

der Erde mich hinüber in's Jenseits begleiten!" rief der alte Mann zitternd!

„Entsetzlich! — furchtbar!" sprach der General und wandte sich ab von dem von Leidenschaft entstellten Gesicht seines alten Freundes.

Lange Zeit verging, ehe Einer oder der Andere ein Wort sagte; endlich brach Eckardstein das Schweigen und fragte abermals: „Wo ist sie?" —

„Im Pavillon unten am Meere!"

„Warum dort?"

Wiederum tauchte in den Zügen des Generals jener peinlich bangende Ausdruck auf, abermals zögerte er, der sonst so gern rasch und lebhaft vordrang, mit der Antwort; doch als er nach kurzem Sinnen einsah, daß er Eckardstein sagen müsse, was er auszusprechen fürchtete, daß ein Entrinnen unmöglich, der Zeitpunkt jetzt da sei, der Entscheidung bringen mußte, — wenn er vor dieser Entscheidung auch bangte — so sprach er denn nach kurzer Ueberlegung ruhig:

„Ich hatte Mühe, Valentine von St. Allande in den Pavillon zu bringen, der bereits im nahen Umkreise von Bronswiek liegt. Ihre Enkelin wollte eigentlich so lange an der Grenze Ihres Gebiets

warten, bis ich ihr von den Lippen des Großvaters die volle Vergebung für den Vater verkündet, ihr gesagt, daß Sie verziehen hätten."

„Wie? das hofft sie, das kann sie zu hoffen wagen!" fuhr Eckardstein heftig auf.

„Es ist ihr einziger Gedanke!"

„So sagen Sie ihr, daß diese Hoffnung eine ganz vergebliche; sagen Sie ihr, daß sie eine Unmöglichkeit verlangt!" rief der Greis leidenschaftlich.

„Ich sagte ihr das lange, gestand ihr offen, welche tiefe Wurzeln der Haß in Ihrer Seele geschlagen, bat sie, wenigstens vorläufig von ihrem Verlangen abzustehen und tröstete sie mit ihren heißen Wünschen auf Erfüllung in der Zukunft. Noch bis vor acht Tagen, bis zur Ankunft Ihres letzten Briefes, lieber Eckardstein, entgegnete sie auf alle diese meine Versicherungen und Behauptungen Ihrer Unversöhnlichkeit gegen St. Allande mit freudiger Zuversicht: „Er wird vergeben! denn konnte die Mutter ihm verzeihen, wie sollte da der Großvater es nicht können?" — Erst nach Ankunft Ihres letzten Schreibens, das, wie ich Ihnen, bester Eckardstein, offen gestehe, ein entsetzlich hartes war, erst nach Lesung Ihres darin so diktatorisch ausgespro-

chenen Befehls: „nie vor Ihnen den Namen des Vicomte von St. Allande zu nennen," nach dem fast unnatürlichen Gebot: „daß die Tochter den Vater vergessen solle, dessen Namen sie nicht mehr tragen dürfe —" nach all diesen für ein Kind so furchtbaren Worten schwieg Valentine; doch, Eckardstein, das versichere ich Sie, hätten Sie den Eindruck jenes Briefes voraussehen können, — wären Sie Zeuge der namenlosen Verzweiflung des armen kleinen Mädchens gewesen, — Sie hätten entweder solche Gebote nicht ergehen lassen — oder — Sie hätten bei diesem Anblick wohl Ihre harten Worte zurückgenommen."

„Zurückgenommen?" rief Eckardstein überrascht, „o nein, Halden, trauten Sie mir Das zu — dann ahnten Sie nie die Tiefe und Gewalt des Schmerzes, den mir jener Mann bereitet hat, welcher einst mein letztes, mein einziges Kind mir geraubt! — Nein nein, das konnten Sie im Ernst nicht glauben, Halden!"

„Ich glaubte es dennoch und, Eckardstein, glaube es noch! Ich bin, trotzdem ich die ganze Tiefe und volle Gewalt Ihres Schmerzes kenne — ja theile, überzeugt, Sie werden nicht so von Haß gegen den

unglücklichen St. Allande erfüllt bleiben, wie Sie jetzt sind — werden ihm einst verzeihen — wenn auch nur verzeihen um seiner Tochter willen, — einer Tochter, die den Vater zu sehr liebt, um ihn verdammt sehen zu können!“

Herr von Eckardstein ging nach diesen Worten heftig auf dem Balkon auf und ab, starrte lange nachdenkend hinaus in die herrliche Natur; doch nichts von dem tiefen Frieden, welcher jene Landschaftsbilder umgab, senkte sich beschwichtigend jetzt in seine Seele; wild erregt, wie die Wellen des wogenden Meeres, stürmten die auf und nieder fluthenden Gedanken heftiger Leidenschaften durch sein Inneres. Sie wühlten aus dem tiefsten Grunde alles Weh wieder empor, das seit lange schon die Wellen des Lebens begraben, über das sie seit Jahren in ruhiger Strömung dahingezogen. Endlich wurde er aber Herr seiner gewaltigen Gemüthserschütterung, trat gefaßter zu dem sinnend vor sich hinblickenden Freunde und sprach ernst: „Gehen Sie jetzt zu ihr, lieber Halden, jedoch sagen Sie ihr offen die Wahrheit!“

„Eckardstein!“ rief Halden mit leuchtendem Auge, denn seine Seele durchzuckte ein Strahl der Hoff-

nung, „Eckardstein, kommen Sie mit mir, sehen Sie sie erst, und haben Sie dann noch den Muth, ihr alle Hoffnung auf einen Ersatz des Verlorenen zu rauben, so sagen Sie es ihr selbst, und vertreiben Sie sie von dem Orte, wo die Heimathlose eine Heimath zu finden gedacht.“

„Wie mögen Sie reden von Vertreiben, bester Halden? — habe ich ihr denn nicht in Bronswiek eine Zufluchtsstätte eröffnet, — will ich sie denn nicht halten wie mein Kind, wenn ich sie auch vor der Welt als meine Verwandte verleugnen, als Ihre Pflegetochter betrachten muß?“ —

„Was Valentine von St. Allande in der Welt gelten wird, und wie man sie auch künftig nennt, — davon kann ihr gegenüber gar keine Rede sein, denn fügte sie sich auch in die letzten Anordnungen ihrer Mutter, so kennt sie doch ihren Namen, und jenes unheilvolle Geschick, das sie zwingt, für meine Pflegetochter zu gelten. Sie betritt doch aber immer als Ihre Enkelin dieses Haus, betritt diese Zufluchtsstätte mit dem Vermächtniß ihrer sterbenden Mutter, und dieses Vermächtniß Julianens an ihre Tochter lautete: „Erringe für Deinen unglücklichen Vater die Verzeihung Dessen, der ihm

fluchen wird, wenn er das Ende seiner Thaten hört, und verzeiht er ihm nicht, so bleibe dem Hause fern, aus dem man Deine Mutter verstoßen, in dem man Deinen Vater verdammt."

„Und diese unseligen Worte sagten Sie dem Kinde, dem kleinen Kinde?"

„Valentine steht in ihrem elften Jahre, — außerdem hat das Leid ihres Lebens — haben die unglücklichen Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen, sie frühzeitig gereift, und sie, die ja Alles weiß, was zwischem ihren Eltern vorgefallen, die Zeugin der letzten Scene gewesen, — sie konnte, sie mußte auch das noch erfahren!"

„Nein, Halden, das hätten Sie ihr aus Rücksicht gegen mich vorenthalten sollen. Unbefangener wäre sie dann mir entgegengetreten."

„Und wie wäre es geworden, Eckardstein, wenn sie mit dieser Liebe von ihrem Vater zu Ihnen gesprochen hätte, wie sie stets von ihm redet? — Ach nein, mein Freund, Dem hätte ich das arme Kind, welches so viel Trauriges erlebt, nicht ausgesetzt! — Außerdem versprach ich's ihrer sterbenden Mutter, und Juliane schied nach meiner Zusicherung

und festem Gelübde: „daß Valentine andern Namen tragen würde,“ ruhiger aus dem Leben.“ —

Eckardstein sank nach diesen Worten in einen Sessel und verhüllte sein Antlitz. Abermals verstrich Minute zu Minute in tiefem Schweigen, und mit gespannter Aufmerksamkeit hing der Blick Haldens an dem Freunde. Eckardstein regte, bewegte sich nicht, sah empor, als Schritte im Königssaal hörbar wurden und Jemand auf den Balkon trat.

„Ah Sie!“ sprach er nicht ohne Ueberraschung und trat dem Ankommenden entgegen, „auch Sie in Bronswiek. Herzlich willkommen, lieber Hain! Kamen Sie mit dem General, mit —“

Ehe Abraham Hain antworten konnte, rief der General: „Herr Hain hatte die große Freundlichkeit, uns zu begleiten, da Valentine das wünschte. Sie würde sich nur mit Schmerz von ihren alten Freunden getrennt haben, bevor sie hinlänglichen Ersatz für diese Trennung durch eine Vereinigung mit ihrem Großvater gefunden — und diesem armen Kinde, das so lange, so viel gelitten, neuen Schmerz zuzufügen, hatte der gute Hain nicht den Muth.“

„Ja, Hain, Sie sind gut!“ sprach Eckardstein lebhaft und fügte mit tiefer Bewegung hinzu: „Wie

soll ich Ihnen nur überhaupt danken, lieber Hain, für Alles, Alles, was Sie an meiner Tochter gethan, und was Sie für Valentinen gethan —"

„Bitte, davon nicht su reden!" entgegnete der Jude hastig, „ich that ja nichts, wie vergelten große Wohlthaten, die ainst erwiesen Ihre Frau selig mir und mainer armen Familie, — ich that nur maine Pflicht."

„Nein, alter Freund, Sie thaten mehr, und wenn zwischen uns von Vergeltung die Rede, müßte ich Sie fragen: wie ich meine Schuld gegen Sie tilgen kann?"

„Tilgen Ihre Schuld?" rief Abraham Hain lebhaft, „Herr Baron, Sie können tilgen, wenn Sie wollen! Ailen Sie su Ihrer Enkelin, und machen Sie glücklich das arme Kind durch die Nachricht: daß Sie wollen versaihn ihrem unglücklichen Vater."

Eckardstein runzelte die Stirne und wandte sich ab; der General sagte ruhig, aber mit höchster Mißbilligung im Ton: „Sie bitten vergeblich, lieber Hain, denn denken Sie doch, mein Freund will nicht verzeihen!"

„Kann nicht!" rief Eckardstein laut und heftig.

„Was? wie?" entgegnete Hain erstaunt, „können nicht versaihn? Versaihn Sie mir, daß ich dann mahne Sie an die Lehre Ihres Gottes! Sain Sie doch ein Christ und sprechen von nicht versaihen können? Hat denn Ihr Messias nicht gepredigt die Lehre der Vergebung — war's nicht Ihr Hailand, Ihr Erlöser, der da hat gesagt die schönen Worte: Liebet Eure Fainde, segnet die Euch fluchen und thut wohl Denen, die Euch hassen und verfolgen! Sie, Herr Baron, bekennen sich doch su dem Glauben Dessen, der hat so geredet, und wollten nun nicht handeln nach seiner Lehre? — O nein, das glaube ich nicht von Ihnen! Das ist unmöglich."

Eckardstein sah den alten Juden ernst an. „Hain!" rief er leidenschaftlich, „Hain, Sie kennen das maaßloße Elend, das Spiel und Leichtsinn über mein Haus gebracht! Sie wissen, daß mein erster Schwiegersohn in's Zuchthaus gekommen wäre, wenn nicht Sie ihn gerettet und unser ganzes Haus nicht vor der Schande und Schmach bewahrt hätten. Als meine jüngste Tochter auch einen Spieler heirathen wollte, da entdeckte ich ihr jenes Geheimniß, das einst unsere Ehre gerettet, entrollte ihr das ganze Bild des Elends

vernarbten Wunden meines Herzens, — flehte sie auf meinen Knien an, keinen Spieler zu heirathen! — — Dennoch that sie's, trat die Herzen ihrer alten Eltern mit Füßen und warf sich in die Arme des Leichtsinnigen. Ihr — ihr habe ich vergeben, und an ihrem Kinde wollte ich jetzt ja gut machen, was sie vielleicht durch meine Härte gelitten — doch ihm — ihm vergeben, der ihre Liebe so gelohnt, — der Weib und Kind so namenlos elend gemacht — nie! — nie und nimmer! — — — Sagen Sie das Valentinen und will sie Bronswiek verlassen, weil ich nicht vergessen, nicht vergeben kann, — will sie abreisen, ohne ihren alten Großvater gesehn zu haben — so lassen Sie sie reisen — mag sie mich allein lassen —"

Er hielt, von Bewegung überwältigt, inne, Halden umfaßte ihn und rief flehend: „Eckardstein, theurer, lieber Freund, Barmherzigkeit auch für den unglücklichen St. Allande!"

Der Greis entwand sich dem Arme und rief kurz: „Enden wir die Scene, Halden, ich kann in Valentinen nur Julianens Kind sehen, — die Tochter St. Allande's, die Tochter des Spielers, ist mir

verhaßt! — dem Spieler, dem Mörder, dem Selbstmörder kann ich nicht verzeihen!"

Ein Schrei herzzerreißenden Weh's ertönte nach diesem letzten Ausruf, und ehe Herr von Eckardstein Zeit gefunden, sich umzublicken, lag die zarte Gestalt eines bleichen Kindes zu seinen Füßen; zitternde Arme schlangen sich fest um seine Knie, lichte Augen blickten ihn an mit dem Ausdruck höchster Todesangst, bebende Lippen riefen laut und flehend: „O nimm sie zurück, nimm sie zurück, diese Worte!"

War der durch diesen Anblick so tief und mächtig erschütterte Greis auch im ersten Augenblick unfähig, etwas zu entgegnen, so vermochte er doch nicht, dieses bleiche, von Todesangst gefolterte Kind zu seinen Füßen liegen zu lassen. Er suchte sie empor zu heben; Valentine von St. Allande aber drückte sich nur tiefer in den Staub und rief mit einer Stimme, deren Ton noch mächtiger zum Herzen drang, wie ihr erster Wehschrei:

„O nimm sie erst zurück diese furchtbaren Worte! Laß mich flehend Dir so lange zu Füßen liegen, bis Du einen andern Namen für mich hast, als „die Tochter des Spielers" — einen andern Namen für meinen lieben, meinen unglücklichen Vater, für ihn,

der sie ja nicht mordete, der nicht daran dachte, meine arme Mutter zu tödten."

Und hätten auch Stimme und Wort nicht so mächtig, so bewältigend zum Herzen des Greises gesprochen, die Stimme der Natur nicht noch lauter zu ihm geredet, er würde nicht länger haben ertragen können den flehenden Blick aus diesen Augen — er würde nicht länger haben sehen können die Thränen, welche diese Augen umdunkelten und langsam über die bleichen, tiefeingesunkenen Wangen des kleinen, kummervollen Gesichts flossen. So gab er denn nach den Stimmen des Herzens, die laut forderten: dieses Kind in seine Arme zu schließen, gab nach der Stimme des Gewissens, die ihn antrieb: die Qual jenes unglücklichen Geschöpfes zu enden, und als er seine Enkelin fest ans Herz drückte, die einzige Tochter seines letzten Kindes mit dem Namen der Liebe und Zärtlichkeit rief, — da warfen General von Halden und der alte Abraham einen dankbaren Blick gen Himmel und verließen Beide den Balkon. — — — — — —

Vor der Thür des Königssaales trafen sie Benjamin Henoch; er war todtenbleich und zitterte heftig. „Ihr laßt sie allein mit ihm!" rief der Knabe

angstvoll, „wird er ihr auch kein Leid zufügen?“ setzte er besorgt hinzu.

Abraham Hain blickte noch besorgter auf seinen Enkel, wie Dieser auf ihn, übernahm es, ihn zu beschwichtigen, und nachdem er lange Zeit mit ihm geredet, der Knabe aber immer bleicher, immer aufgeregter wurde, dann laut aufschrie und bat: „Laßt uns auch hier bleiben, Großvater, wenn sie hier bleibt!“ — da trat Abraham zu dem General und sagte leise: „Es wird sain das Beste für ihn, er sieht sie nicht wieder, und so werde ich ihn denn fortbringen glaich, fort von dem Ort, wo er ihr könnte begegnen. Morgen kehr' ich zurück, um su reden mit dem Baron von den Geschäften. Leben Sie wohl bis dahin.“

General von Halden kannte viel zu gut die kurze Entschiedenheit, mit der Abraham Hain Alles anzugreifen und zu beenden pflegte, als daß er auf seine Entschlüsse einzuwirken versucht, und außerdem war es ihm lieb, den Knaben möglichst schnell von Valentinen getrennt zu sehen.

Die Sonne war untergegangen, der Abend ange-

In diesen Stunden war es Valentinen gelungen, das Herz ihres Großvaters vollends zu erweichen. An der Hand des Kindes war der Greis an den tiefen Abgrund der furchtbaren Leidenschaften getreten, der ihre Eltern verschlungen, und mit Entsetzen hatte er auf das düstere Bild geblickt, das Valentine ihm in kurzer und lebendiger Schilderung, in wahrheitsgetreuen Farben, von der Vergangenheit entrollt. Lichter war aus diesem dunkeln Rahmen die Gestalt Dessen hervorgetreten, den er verdammt, anders erschien ihm jetzt Vieles, das er früher so hart beurtheilt — und als Valentine geendet den traurigen Bericht ihrer Erlebnisse, in fliegender Hast berührt hatte das letzte, finstere Ereigniß ihres Lebens, dann, von Schmerz übermannt, sich verzweiflungsvoll an das einzige Herz geworfen, das ihr noch übrig geblieben — wo hätte da wohl der alte Mann den Muth hernehmen sollen, dieses Kind noch gehen zu heißen, — ihr, die so lange die Dornenkrone getragen, nun noch den bittersten Stachel ins blutende Herz zu drücken.

So verzieh er denn Allande, dem er seit Jahren in bitterem Haß gegrollt, um dieser Tochter willen, und als General von Halden auf den Balkon zurückkehrte — das ruhig stille und zufriedene Lächeln

des Glücks im Antlitz des Freundes sah, dem selig verklärten Blicke Valentinens begegnete, da wußte er ohne Worte, daß sie Beide, umgeben von dem tiefen Frieden der Natur, Frieden geschlossen zwischen sich und Denen, die jetzt im Lande des ewigen Friedens weilten.

Viertes Kapitel.

Jahre waren vergangen, Jahre, in denen sich an den äußern und innern Verhältnissen der Bewohner von Bronswiek Nichts geändert hatte, in denen nur das Alter mit mächtigen Schritten dem Ziele entgegen geeilt war, das aller Menschen Ziel ist — die Jugend sich dem Zeitpunkt genähert, wo sie, die Schwelle der Kindheit überschreitend, in's Leben tritt.

Valentine von St. Allande war dem Hauspersonal am Tage nach ihrer Ankunft im Bronswiek als ein Fräulein von Halden, Pflegetochter des Generals, bezeichnet worden, und Niemand hatte an der Wahrheit dieser Angaben gezweifelt.

Im Charakter des Rügen'schen Volkes liegt wenig Neugierde, wenig Theilnahme für Andere, und so kam es denn, daß jenes Haus- und Hofpersonal sich anfangs unendlich wenig darum kümmerte, daß ein

fremdes Kind ins Schloß gekommen. Erst später, als sie das sanfte Gesicht des kleinen Mädchens öfter sahen, als sie Beweise nach Beweise ihrer unendlichen Herzensgüte erhielten, sprachen sie von dem jungen Fräulein im Schloß mit Liebe und Anhänglichkeit; doch Keiner ging so weit, nach ihren frühern Lebensschicksalen zu forschen, oder aus der Liebe und Fürsorge, mit welcher der Gutsherr die Pflegetochter des Freundes umgab, den Schluß zu ziehen, daß Valentine von Halden Herrn von Eckardstein näher stehe, oder gar mit ihm verwandt sei.

Je weniger man sich nun aber in Bronswiek selbst um die neue Hausbewohnerin gekümmert, desto lebhafteren Antheil hatten Andere an dem Ereigniß genommen. Zu diesen gehörten nicht allein die Freunde nnd Bekannten Herrn von Eckardsteins und des Generals, sondern auch die nahen Verwandten beider Männer.

Als Harald von Tondern von dieser Pflegetochter Haldens hörte, mit dem als fester Vermuthung ausgesprochenen Zusatz hörte, daß Valentine wohl das eigne Kind des Generals sei, da ging er in seiner Erbitterung gegen Den, welchen er als den Zerstörer seines Lebensglücks ansah, so weit, ihn des Schwersten

zu beschuldigen. Er hielt den Brief Haldens an die Präsidentin für ein Meisterstück der Schlauheit, war überzeugt, daß Jener mit der Person, die er als Eckardsteins Erbe bezeichnet, Niemand Anderes als seine Tochter gemeint habe, für welche er hinterlistig das ganze Vermögen erschlichen — und glaubte fest, daß Alles, was Halden in Bezug auf die Familie von St. Allande und ihn geschrieben, nur Redensarten gewesen wären, die ihn über den wahren Sachverhalt täuschen sollten.

So sah Harald denn fortan in dem General nur den niedrigsten Erbschleicher, und seine Erbitterung, sein Haß gegen ihn steigerten sich in den Jahren, wo er Mathilde von Halden nicht wiedersah.

Der Präsident und die Präsidentin von Halden gingen bei Anhörung des Gerüchts von einer neuen Verwandten, das sehr bald auch zu ihnen drang, nun zwar nicht so weit wie Harald und sahen in Bruder und Schwager keinen berechnenden Erbschleicher, indessen doch einen Mann, den sein Alter vor keiner Thorheit der Jugend geschützt. Sie würden milder über diesen Fehltritt seines Lebens gedacht haben, an den sie so fest, wie an ihre eigne Tugend glaubten, wenn der General eben so wenig Notiz

von dieser Tochter genommen, wie er ihrer Ansicht nach wenig Rücksicht für die Mutter gehabt, welcher er doch nicht seinen Namen gegeben. Sie sahen mit Schrecken den Augenblick herannahen, wo diese Pflegetochter die kleinen Ersparnisse ihres Vaters erben könne, auf welche sie so fest und sicher für sich und ihre Kinder gerechnet und welche der General sogar in frühern Jahren Roderich fest verheißen.

Die bei der Sache Betheiligten, die Bewohner von Bronswiek blieben ohne jede Ahnung über die vagen Gerüchte, die Fama über sie verbreitete, denn Niemand von Allen, die mit dem Gutsherrn oder dem General bekannt und befreundet waren, würden je gewagt haben, eine Anspielung darauf zu machen.

Dieser Kreis von Freunden und Bekannten war ein kleiner, erweiterte sich nur im Sommer und Herbst, wenn die schöne Jahreszeit Fremde nach Rügen führte und Badegäste nach Putbus zog, die einem der auf Bronswiek lebenden Herren aus frühern Zeiten bekannt waren.

Valentine hielt sich bei dergleichen Gelegenheiten, wo Fremde in Bronswiek, stets auf ihrem Zimmer, sichtlich vermied sie jeden Verkehr mit Andern, und überredete sie ihr Großvater oder der General ein=

mal dazu, Theil an einer Gesellschaft zu nehmen, so zeigte sich nach solchen Tagen eine bedeutend tiefere Traurigkeit in ihren Zügen. Beide unterließen daher später mehr und mehr diese Ueberredungen, ließen sie ruhig gewähren und hofften, daß der bei einem Kinde so unnatürliche Hang zur Einsamkeit sich nach und nach von selbst verlieren würde. Diese Neigung entwickelte sich indessen dadurch, anstatt sich zu vermindern, und ihre Scheu vor den Menschen nahm zu mit den Jahren. Die einzigen Fremden, an die sich Valentine nach und nach gewöhnte, mit denen sie bald gern und unbefangen verkehrte, waren zwei, dem Leser bereits bekannte Personen, — die Gebrüder Winter. Edmund, der Jüngere, lebte ganz auf Rügen; er hatte auf Jasmund das Forstfach studirt und war dort seit dem Jahr 1840 als Unterförster angestellt. Sigismund, der Aeltere, der den Rang eines Assessors bei der Coblenzer Regierung bekleidete, hatte auf Anrathen seiner Mutter einige Jahre zuvor das auf der Halbinsel „Wittow“ belegene Gut „Wallowitz“ gekauft, welches früher einem Bruder seines Vaters gehörte. Einige Wochen im Sommer und Herbst brachte Sigismund alljährlich auf Wallowitz zu, theils um die Verwal-

tung zu inspiciren und von den Geschäften auszuruhen, theils um dort in ländlicher Abgeschiedenheit und ungestörter Ruhe sein großes Geschichtswerk „Hannibals Grundidee beim zweiten Punischen Kriege" zu vollenden, von dessen erstem Theile wir bereits gehört.

Die Brüder Winter waren dem General von Halden durch seine Schwägerin warm empfohlen worden, hatten auf Bronswiek auch die freundlichste Aufnahme gefunden und sich bei ihren wiederholten Besuchen mit Valentinen befreundet. Der ehrliche, gutmüthige und einfache Grundton ihrer Charaktere zog sie an, Beider Originalitäten erheiterten und belustigten sie oft.

Valentinen waren nach ihrer Ankunft in Bronswiek die Zimmer zur Wohnung angewiesen, die den Wohngemächern des Gutsherrn und Generals gegenüber lagen, an die rechte Seite des Königssaales stießen und nach der Hauptfronte mündeten. Wie prächtig und bequem man ihr aber auch die beiden großen Zimmer eingerichtet, ihr Lieblingsaufenthalt blieb das runde Thurmgemach, welches in Form und Ausstattung sie so traut und mächtig an den verborgenen Versteck im Haquenay'schen Hause zu Cöln

mahnte, wo sie eine zwar ernste, aber doch so glückliche Zeit mit ihrem Vater verlebt. Blickte sie anfangs von diesem Thurmgemach auch hinaus auf's weite Meer, hin in ein fremdes Land, erblickte sie doch nur in Gedanken den engen Raum des von hohen Mauern umschlossenen Gartens der alten Ritterburg, — den kleinen Raum ihrer damals so großen Glückseligkeit. Ob auch die Wellen wogten und rauschten und ihr die fremdartigsten Töne zutrugen, so hörte sie doch durch das Gebrause des Meeres anfangs nur immer einen Klang — den Klang jener Stimme, die sie so jubelnd begrüßte, wenn sie das kleine runde Gemach betreten, um Sonnenschein in die Zelle des einsamen Gefangenen zu bringen.

Konnte Etwas sie trösten, daß diese Stimme, die nur Worte der Liebe für sie gehabt, nun auf ewig verklungen, so war's das freudige Bewußtsein, den Lebensabend dessen zu lichten, dessen Tage tiefer Kummer über ihre Eltern so düster umschattet.

Zu vergüten, was Jene einst verschuldet, schien Valentinens einzige Lebensaufgabe zu sein, und rührend war's, die Liebe zu sehen, mit der sie den Großvater umgab, — rührend war's auch, Zeuge

der Dankbarkeit des Greises zu sein, gegen Die, welche wie ein guter Engel zu ihm gekommen, und ihn am Ende seines Lebens mit sich und der Welt versöhnt hatte.

Die Morgenstunden des Tags verlebte Valentine größtentheils im Schulzimmer, und fleißig benutzte sie die Zeit zum Studium der Wissenschaften und zur Ausbildung ihrer Talente. Gute Lehrer und eine Erzieherin leiteten diesen Unterricht, den außerdem der reichgebildete Geist des Generals sorgsam überwachte, und an dem selbst Herr von Eckardstein sich oft als stummer Zuhörer betheiligte, wenn ihm die Zeit bis zum Nachmittage zu lang wurde, wo Valentine ihm ungestört Gesellschaft leistete. An diesen Nachmittagen ging, ritt oder fuhr sie an seiner Seite durch Rügens blühendes Land oder machte mit ihm und dem General Ausflüge zur See. Namentlich waren's diese Meeresfahrten, welche sie besonders liebte, die sie am meisten zerstreuten, und über keins all der kostbaren Geschenke, mit denen ihr Großvater sie so reich bedachte, freute sie sich so, wie über eine seiner Frühlingsgaben. Es war eine schön und zierlich gebaute Jacht. Auf

Stühle, ein großer Tisch, und im untern Raum des Schiffes eine niedliche, zierlich eingerichtete, wenn auch sehr kleine Cajüte. An der höchsten der Segelstangen wehte eine weiße Flagge, die in Gold gestickt den Namen „Valentine“ trug.

Bannte der Winter oder schlechtes Wetter die Bewohner von Bronswiek an's Haus, so vergingen die Stunden der Nachmittage und Abende auch wie im Fluge, und Niemand empfand die Schwere der Zeit. Valentine spielte viel Schach mit ihrem Großvater, las ihm vor und erzählte, was sie gelernt, was sie gedacht. Selten aber sprach sie von ihrer Vergangenheit, selten von ihren Eltern, doch geschah's — so that sie's stets mit der Liebe und Schonung, die schon als kleines Kind jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen charakterisirt und sie so liebenswürdig in ihrem Bemühen erscheinen ließ: vor den Blicken Anderer zu lichten, was für sie selbst nur als dunkle Erinnerung in ihrer Seele lebte.

Mit der Zeit trat immer mehr Valentinens bedeutendes Talent zur Malerei und Musik hervor. Herr von Eckardstein berief die besten Lehrer nach Bronswiek, das Kind in den Künsten zu unterrichten,

die ihr die größte Freude gewährten. In der Malerei war's das Genre des Portraits, dem sie sich widmete; in der Musik nur das Spiel der Harfe und der Gesang. Ihre Stimme war ohne jede großartige Anlage, doch von einer Reinheit und Weichheit, wie man sie selten vernimmt. Ihr Großvater und der General wurden nicht müde, ihrem Spiel auf der Harfe und jenen kleinen Liedern zu lauschen, die sie so lieblich sang. Meistens waren das im Anfange französische Volksmelodien und Balladen — Gesänge, die sie von ihrem Vater erlernt, und daher auch in der ganzen bezaubernden Weise ihrer Originalität wieder gab. Sie ging später zu den Liedern über, die ihre Mutter gesungen; doch diese Lieder endeten oft damit, daß sie, von Erinnerungen überwältigt, mitten im Gesange inne hielt und vor Schmerz und Thränen nicht weiter zu singen vermochte. — So sehr ihre beiden Zuhörer diese Lieder auch liebten, Valentinens selbst wegen sahen sie ungern, wenn sie den Ton anschlug, der einst in gleich silberheller Klarheit von den Lippen ihrer Mutter ertönt, und mit seinem einfachen Klang tausend süße Erinnerungen an die Vergangenheit in ihnen wachrief, die im Laufe der Zeit durch tausend

bittre verdrängt worden und von Beiden längst erstorben gewähnt.

Mit tiefem Schmerz sahen Eckardstein und Halden Valentinens Thränen immer von Neuem hervorbrechen, mit denen sie so heiß die trübe Vergangenheit ihres Lebens beweinte; um so inniger war aber die Freude, als Beide endlich bemerkten, wie sie gefaßter und ruhiger wurde.

Die neue Umgebung beschwichtigte in Wahrheit nach und nach das alte Leid im Herzen des Kindes. Im ungestörten Besitz eines stillen, aber gesicherten Glücks, lernte Valentine sich mehr und mehr an das gewöhnen, was sie verloren, wenn auch der Gedanke, „daß es ihr auf ewig entrissen," stets ein unendlich schmerzlicher blieb, und sie nie die entsetzliche Art und Weise vergaß, in der ein dunkles Geschick sie alles Dessen beraubt, in dem sie früher ihr ganzes Glück gefunden, — das ihre einzige Freude gewesen! — —

Schweifte ihr Blick aber zurück in die düstere Vergangenheit, so leuchtete ihr aus dem Chaos dieser finstern Erinnerungen immer eine in dem vollen, warmen Strahl hellster Glorie entgegen — die Erinnerung an jenen jungen Mann, der einst

so edelmüthig ihren Vater gerettet, als sie und ihre Eltern verzweifelnd, nirgends mehr Rettung erblickt hatten.

Diese Erinnerung wahrte Valentine als heiligstes Heiligthum ihres Herzens, und sie trat dort nicht allein mit dem strahlenden Lichte eines wunderbar leuchtenden Meteors aus den schwarzen Wolkenmassen hervor, die den Himmel ihrer Kindheit so tief umnachtet; sie glänzte dort auch als hellster Stern unter all' den goldnen Hoffnungssternen, die an dem Horizonte jedes jungen Lebens leuchten.

Fünftes Kapitel.

Die traurigsten Ausgänge aller Pläne, die ein Mensch zum Wohl geliebter, seinem Herzen nahestehender Personen entworfen, vermögen doch oft nicht, ihn zu der Einsicht zu bringen: wie alles Menschenwerk nur Stückwerk. Hat er für Jemand in der Welt zu sorgen, so glaubt er immer verpflichtet zu sein, irgend Etwas thun zu müssen, um dessen Zukunft sicher zu stellen, erwägt selten, daß sie allein in Gottes Hand liegt, und — anstatt dem Höchsten mit Vertrauen anheim zu geben, was ihm sein Liebstes in der Welt ist, zersinnt sich sein schwacher Verstand in schwachen, unzureichenden Mitteln, das zukünftige Glück jener geliebten Person zu begründen, und greift in Wahl dieser Mittel nicht selten fehl.

Der Gedanke an Valentinens Zukunft beschäf-



tigte auch Herrn von Eckardstein und den General von Halden immer eifriger, je mehr Beide die Abnahme ihrer physischen und geistigen Kräfte fühlten, je öfters sie sich sagten, daß sie nicht mehr lange dort wandeln würden, wo jenes geliebte Kind erst seine Laufbahn beginnen sollte.

Von der Lieblingsidee des Generals: „Valentine mit Harald von Tondern verbunden zu sehen,“ wollte Eckardstein um so weniger Etwas wissen, je mehr er die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubte, daß Harald ein Verschwender, ein Spieler! —

Ungünstige Umstände hatten dahin gewirkt, diesen Verdacht gegen seinen Neffen zu begründen. Jene große Spielschuld Roderichs von Halden, die zugleich Ehrenschuld, und welche er noch als Fähndrich gemacht, war auf Haralds Rechnung gekommen. Er hatte, da der Freund sie nicht zu zahlen vermochte, und ihretwegen verklagt werden sollte, sich, wie wir bereits wissen, an einen Geldverleiher gewandt und verpflichtet, wenn dieser die Summe borge, sie nach und nach nebst hohen Zinsen von der Jahreszulage abzutragen, die sein Onkel ihm gäbe. Der Geldverleiher war zur Auszahlung bereit gewesen, doch nicht eher, bevor er beim Baron Eckardstein

genauste Erkundigung eingezogen, ob sein Neffe auch ferner diese Zulage erhalten würde.

Zu jener Schuld waren einige Jahre später, als die Summe kaum zur Hälfte abgezahlt, noch jene 500 Thaler gekommen, die Harald, von Edelmuth hingerissen, — von dem Wunsche beseelt: einem Elend abzuhelfen, zu dessen Zeugen ihn der Zufall gemacht — in Valentine von St. Allande's Hände gelegt.

Herr von Eckardstein hatte abermals durch den Wechsler, von dem Harald das Geld entnommen, von dieser neuen Verschreibung gehört, hatte erfahren, daß sein Neffe diese Summe nach einer Reise gebraucht, — sehr nöthig gebraucht. —

Dieses nach Eckardsteins Ansicht so leichtsinnige Umgehen mit kleinern Summen, die indessen für Haralds Verhältnisse nicht unbedeutend waren, flößte ihm zu lebhafte Furcht ein vor noch erhöhterm Leichtsinn seines Neffen bei großem Vermögen, — er liebte Valentine zu innig, um sie je einem ähnlichen Geschick Preis zu geben, wie ihre Mutter gehabt. So gern er daher auch Harald als den letzten männlichen Sprossen des gräflich Tondern'schen Geschlechts im Besitz der Reichthümer gesehen, die er theils durch die Verbindung mit seiner Frau geerbt, theils

aus eignen Mitteln besaß, so wollte er doch eben dieses Erbe nicht in unwürdiger Hand wissen, die verschleuderte, was für Valentine so treu verwaltet, — so sicher verwahrt worden.

Wie General von Halden einst an seine Schwägerin geschrieben, verhielt sich's in der That. Baron Eckardstein hatte testamentarisch über sein Vermögen verfügt, ohne einen der ihm nahestehenden Verwandten bedacht — ohne Harald oder seiner Enkelin das Geringste vermacht zu haben.

Seit nun Valentine in Bronswiek war, bat Halden den Freund, jenes Testament zu vernichten, ein neues zu machen und darin einzig Der sein ganzes Vermögen zu verschreiben, der es von Rechts wegen zukam. Baron von Eckardstein konnte sich einestheils nicht dazu entschließen, Denen wieder Alles zu entziehen, die er einst zu seinen Erben ernannt, anderntheils glaubte er aber auch am sichersten für das Wohl seiner geliebten Enkelin zu sorgen, wenn er ihre Zukunft in einer Weise feststellte, in der er ihr Glück gesichert sah. In diesem Sinne änderte er denn seinen letzten Willen.

Den steten Wünschen Eckardsteins, Valentinens
[illegible]

kam das Schicksal ganz plötzlich und unvermuthet in einer Weise zuvor, die er als glückliches Ereigniß begrüßte, und bei dessen Hereinbrechen er nicht die geringste Ahnung von der folgenschweren Zukunft hatte, die in ihrem Schooße verborgen lag.

Mit dem Assessor Winter kam im Sommer des Jahres 1842 dessen Mutter nach Rügen, theils um ihren jüngern Sohn wiederzusehn, theils um Wallowitz völlig einzurichten und für den Winter bewohnbar zu machen, da Herr Sigismund seine juristische Carriere aufzugeben beabsichtigte und sich gänzlich dem Studium der Geschichte zuwenden wollte.

„Hannibals Grundidee zum zweiten Punischen Kriege“ war bereits vor zwei Jahren im Buchhandel erschienen, und einzelne anerkennende Urtheile von Sachverständigen hatten den Autor so beseligt, daß er sofort die Ausarbeitung eines neuen Werkes begonnen, eines Werkes, dem die in Ursagen gehüllte Entstehung Trojas und seine Zerstörung als Motiv diente.

Ob der Autor nicht gern, ehe er zur „Helena“ übergegangen, sich sein Schicksal an Mathilde von Haldens Seite so lieblich gestaltet, wie er seit Jah-

ren geträumt, können wir wohl behaupten, ohne jener berühmten Trojanischen Schönheit zu nahe zu treten. Was er aber geträumt, war nicht Mathildens Jugendtraum, was er gewünscht, nicht das Ziel ihrer Hoffnung! Fester, als die Präsidentin geglaubt, hing das Herz des Mädchens an Harald, und zu ihrem tiefen Kummer mußte sie einsehen, daß die ferne Aussicht, ihm einst anzugehören, ihre einzige Hoffnung — der Hauptgedanke ihres Lebens war.

Mehrere Jahre wußte die Präsidentin Madame Winter und Sigismund über den Herzenszustand ihrer Tochter zu täuschen, versicherte Beiden, wie ihr kranker Mann nicht ohne Mathildens aufopfernde Pflege leben könne und deutete an, daß sein Tod, der nach Ausspruch der Aerzte leider nicht fern sei, ja Alles anders gestalten würde.

Präsident von Halden blieb aber trotz aller Befürchtungen länger am Leben, als man gedacht, wenn auch dieses Leben ein klägliches — ein an den Rollstuhl festgebanntes war. Sigismund Winter erklärte sich daher eines Tages, nachdem er volle vier Jahre ruhig gewartet, und da sagte ihm Mathilde of-

wie der seiner Mutter milderten sich, als Frau von Halden diese Liebe eine Jugendthorheit nannte, und eine Einbildung, die sich in ihrer Tochter einzig durch die vielen Romane festgesetzt, welche sie gezwungen worden, ihrem unglücklichen Vater als Unterhaltung vorzulesen. Beide hofften wieder, als die Präsidentin unumwunden erklärte, wie hoffnungslos die Neigung ihrer Tochter sei; als sie ruhig und sicher sagte: „Ein, zwei Jahre hängt sie vielleicht noch dieser fixen Idee nach, dann wird sie der ewigen Hoffnung müde sein und sich glücklich schätzen, die Frau eines Ehrenmannes zu werden.“

Sigismund liebte Mathilden in der That zu tief und wahr, um der Hoffnung müde zu werden, sie einst die Seine nennen zu können, und als seine Mutter ihm anführte, wie Mathilde Harald wenig gesehn, wie kurze Zeit Beide damals vereinigt gewesen, überredete er sich selbst, daß jene Liebe mehr in der Phantasie als Wirklichkeit bestehe und mit der Zeit ganz aus ihrem Herzen schwinden würde.

Der in seinen Illusionen auf baldiges Glück der Ehe Getäuschte ertrug diese zerstörte Hoffnung besser, als er sich erst mit der Zerstörung Troja's beschäftigte. Die interessante Vergangenheit jenes

Landes entriß ihn der ihm oft so langweiligen Gegenwart des Junggesellenlebens, und die schöne „Helena“ machte ihn Mathilde wenigstens Etwas vergessen.

Im Frühling des Jahres 1842, als der Zeitpunkt da war, den die Präsidentin als längsten Termin für die Dauer von Mathildens Hoffnungen bezeichnet, und Sigismund gerade Erkundigungen einziehen wollte, ob Mathilde jetzt geneigt sei, seine Wünsche zu erhören — starb der Präsident. — Aller Kummer des treuliebenden Mannes über die abermalige Verzögerung seines Glücks schwand, als die Präsidentin ihm die Zusicherung gab, im Sommer mit ihren Töchtern nach Wallowitz zu kommen.

Sagte sie auch sonst nichts, so glaubte Sigismund doch, jetzt endlich gewonnenes Spiel zu haben, und reiste froheren Herzens, wie je, in dem Jahre nach Rügen.

Was die Präsidentin hoffte, dachte auch Madame Winter: daß Mathilde auf dem herrlichen Wallowitz sich eher entschließen würde, Sigismunds Frau zu werden. Bei dem ersten Besuche, den

sie dem General von Halden die baldige Ankunft seiner Familie.

Erschien's Diesem schon unbegreiflich, daß seine Schwägerin, die erst vor Kurzem ihren Mann verloren und in äußerst beschränkten Verhältnissen war, mit ihren drei erwachsenen Töchtern eine so kostspielige Reise machen wollte, und als Ziel das Gut eines unverheiratheten Mannes wählte, so wurde ihm der Umstand noch unangenehmer, daß Harald von Tondern noch an demselben Tage von Putbus aus an seinen Onkel schrieb, ihm seine Anwesenheit auf Rügen anzeigte und in dem Briefe ebenso dringend wie herzlich um Erlaubniß bat, mit seinem Reisegefährten und Freunde, Roderich von Halden, auf einige Wochen nach Bronswiek kommen zu dürfen.

Der General erkannte aus dieser Bitte Haralds nur den Wunsch, Mathilde wiederzusehn, von der ihre Mutter ihn nach seiner frühern dringenden Ermahnung fern gehalten, und der Gedanke, daß diese Liebe noch bestehe, durch öfteres Zusammenkommen neue Nahrung erhalte, schmerzte ihn um so tiefer, als er noch immer die Idee hegte: Harald einst mit Valentinen vereinigt zu sehen. Gern hätte er

daher Eckardstein veranlaßt, Haralds Bitte nicht zu erfüllen; aber ihn hielt das Angeben seiner Gründe für solchen Rath zurück. Nie war von dem General des Verhältnisses erwähnt worden, das zwischen Harald und seiner Nichte bestand, und um keinen Preis mochte er auch jetzt davon reden. So ließ er es denn ruhig geschehen, daß Eckardstein Harald und Roderich willkommen hieß; aber minder ruhig blickte er den durch diesen Besuch veranlaßten Ereignissen entgegen.

Mit einem gewissen Zagen benachrichtigte man Valentine von der Ankunft fremder Gäste, denn sowohl Eckardstein, wie Halden, kannten die entschiedene Abneigung des jungen Mädchens gegen neue Bekanntschaften, ihre Vorliebe für die Einsamkeit. Sie nahm die erste der Mittheilungen von dem in Bronswiek erwarteten Besuch gelassener auf, wie man vermuthet und sprach sogar ihre Theilnahme an der Freude aus, welche beiden Herren durch die Ankunft ihrer Neffen bevorstehe.

Kaum nannte der General ihr aber die Namen der Fremden, die in Wallowitz erwartet würden, so rief sie mit Entsetzen:

„Frau von Halden aus Cöln kommt nach Rügen?“

Nicht ohne Ueberraschung fragte man sie, ob sie denn die Präsidentin kenne; doch Valentine warf, ohne zu antworten, hastig die Gegenfragen auf: „Giebt es in Cöln vielleicht noch Mehrere des Namens, — und war die Präsidentin von Halden schon im Jahre 1836 dort?“

Der General mußte zu seinem Leidwesen gestehen, daß seine Schwägerin in Cöln die Einzige des Namens sei und seit 1835 dort lebe.

„So ist sie es!“ rief Valentine, erzählte auf näheres Befragen ihre Begegnung bei Abraham Hain und fügte dem Bekenntnisse mit sichtbarer Seelenangst hinzu: „Gewiß erkennt sie mich wieder!“

Beide Männer waren zwar fest überzeugt, daß die Präsidentin von Halden Valentine damals zu flüchtig gesehen, um sich ihrer noch jetzt erinnern zu können, schärften ihr aber doch noch einmal ein, was bereits früher zwischen ihnen verabredet war: Falls Jemand nach ihrer Vergangenheit frage, ruhig und unbefangen zu antworten, daß sie, die Tochter eines Capitain Delorme aus Paris, frühzeitig verwaist wäre, 1836 mit ihrem Onkel, dem Justizrath Delorme in Schleswig, nach Deutschland gekommen

sei, wo General von Halden sie kennen gelernt, lieb gewonnen und die elternlose Waise als seine Pflegetochter adoptirt und nach Bronswiek gebracht habe.

Valentine hörte, wie immer, still und ergeben die Geschichte ihres Lebens an, die erfunden und festgestellt worden, um sie vor den Folgen der Thatsachen zu schützen, die Veranlassung gewesen, ihr den Namen St. Allande zu nehmen. Lebhafter wie je wünschte sie aber, nie in die Lage zu kommen, von dieser Fabel Gebrauch zu machen. Sowohl ihr Großvater, wie auch der General, versicherten zu ihrer Beruhigung, daß sie sich in den letzten Jahren im Aeußern zu sehr verändert, um noch von Personen, die sie als Kind gesehen, wieder erkannt zu werden.

Glaubte auch Valentine selbst, daß die Zeit sie verändert, und sie jetzt im Alter von sechzehn Jahren durchaus anders aussähe, wie damals, als die Präsidentin an ihr vorübergegangen, so nahm sie doch immer und wieder jenes Pastellgemälde zur Hand, das ihr Vater in jener Zeit von ihr gemacht. Prüfend schaute sie bald auf das Bild, bald in den Spiegel. Aus dessen Rahmen trat ihr im ersten Augenblicke stets eine ganz andere Gestalt entgegen

eine Figur von mittler Größe, von weicher, anmuthiger Form, mit feiner, elastischer Bewegung, und so wie diese Gestalt gänzlich verschieden von der des Kindes auf jenem Pastellbilde, so war auch das Antlitz ein durchaus anderes.

Verschwunden war die geisterhafte Blässe, die Durchsichtigkeit der Haut, die erschreckende Magerkeit, verschwunden jener angsterfüllte Ausdruck peinlicher Erwartung in den Zügen, der scheue Blick im großen, klaren Auge.

Erblickte aber auch Valentine nun eine so ganz andere Erscheinung, mahnte sie doch noch so Manches an das frühere Kinderantlitz. Da waren die feinen Grundzüge des Gesichts, jener ernste, durchgeistigte Ausdruck, jene seltenen Augen, die vom hellsten Licht in's tiefste Schwarz hinüberspielen, bald in den Farben des Blau's schattiren, bald im glänzendsten Dunkel leuchten, — da war noch jenes volle, reiche, dunkle Haar, das so scharf vom matten Weiß des Teints abstach. Stand nun Valentine prüfend und vergleichend vor dem Spiegel, so entfärbte die Angst ihr jetzt mit zartem Roth überhauchtes Gesicht, nahm dem Auge seinen leuchtenden Glanz, den Zügen ihren nunmehrigen Ausdruck,

und je länger sie auf das Pastellgemälde, auf ihr Spiegelbild starrte, wurde sie der Valentine von St. Allande aus Cöln immer ähnlicher und hielt sich dann immer fester überzeugt, daß die Präsidentin sie wieder erkennen würde.

Diese fixe Idee steigerte Valentinens Angst in fieberhafter Weise, und trieb sie zu einer Höhe, die ihr zuletzt Ruhe und klare Besinnung raubte. In den Nächten, die sie jetzt schlaflos verbrachte, tauchten wieder alle dunkeln Erinnerungen ihres Lebens in grellsten Farben vor ihr auf, marterten von Neuem ihren Geist, und brach der Morgen an, so folterte sie die Qual des Gedankens: daß an dem Tage vielleicht Frau von Halden einträfe, sie wieder erkennen, und dadurch an's Licht gezogen würde, was nach dem letzten Wunsche ihrer sterbenden Mutter auf ewig im Dunkel begraben bleiben sollte.

Diese stete Angst trieb Valentine an einem Morgen der ersten Tage des Augusts zu neuem Entschluß. Ihr Lehrer und ihre Erzieherin waren Beide auf einige Wochen beurlaubt und bei Verwandten zum Besuch. Nun wollte sie ihren Großvater bitten: „sie sofort nach einem der Orte zu schicken, wo Kranke weilten," wollte ihn aufsuchen

„sie so lange dort zu lassen, bis die Präsidentin von Halden Rügen verlassen.“ Ganz eingenommen von der Idee eilte Valentine beflügelten Schrittes durch den Königssaal nach dem Wohnzimmer Eckardsteins. Ehe sie dasselbe erreicht, drang durch die geöffneten Balkonthüren der Schall eines rasch über den Hof rollenden Wagens, der fröhliche Klang eines lauten Willkommenrufes. Valentine eilte, von Todesangst getrieben, daß die gefürchtete Präsidentin bereits angekommen, auf den Balkon; doch anstatt ihrer, die wie ein böser Geist vor ihrer aufgeregten Phantasie stand, erblickte sie Züge und Gestalt Dessen, der einst wie ein guter Engel auf ihrem Lebenswege erschienen — dessen Bild sich so fest in ihre Seele geprägt.

Der Wechsel von der größten Seelenangst zur innigsten Herzensfreude war zu plötzlich, um sie, die ohnehin schon so gewaltig erregt, nicht auf's Tiefste und Heftigste zu erschüttern. Wie brausende Meereswogen stürmte das Wonnegefühl: ihn endlich wiederzusehn, den sie so lange nicht erblickt und nach dem sie sich stets gesehnt, — das Wonnegefühl: ihm endlich danken zu können, dem sie so unendlich viel schuldete, auf sie ein; dann wehte ein

kalter, scharfer Hauch über die warmen Empfindungen ihres Herzens — es war der Gedanke, auch ihm ewig fremd bleiben zu müssen, nicht als Valentine von St. Allande vor ihn hintreten zu können, — sondern als Pflegetochter des Generals von Halden ihm vorgestellt zu werden!

Von diesem Gedanken, der sich mit Centnerschwere auf ihre Seele legte und im Keime alle frohen Hoffnungen ihres Herzens erstickte, wurde Valentine völlig überwältigt. Ihre physische Kraft reichte kaum hin, den Balkon zu verlassen; doch ihre moralische Kraft war größer, und glücklich erreichte sie noch ihr Zimmer.

Als ihr Großvater aber dort nach kurzer Zeit eintrat, um sie abzuholen und seinen Gästen vorzustellen, fand er sie bleich und ohnmächtig am Boden.

Sechstes Kapitel.

Drei Wochen waren Harald und Roderich bereits in Bronswiek, über vierzehn Tage schon die Familie des Präsidenten in Wallowitz, und noch hatte Keiner der fremden Gäste die Pflegetochter des Generals gesehen.

„Sie ist noch zu unwohl, um Besuche annehmen zu können!" entgegnete der General auf die Wünsche seiner Schwägerin und Nichten, die, wenn sie in Bronswiek waren, Valentine in ihrem Zimmer aufsuchen wollten.

„Das junge Mädchen hat eine äußerst zarte Gesundheit, und der Arzt befiehlt auf's Strengste, sie vor der kleinsten Aufregung zu hüten," versetzte Herr von Eckardstein, wenn man ihn dazu bewegen wollte, Valentine in die Gesellschaft einzuführen.

So und ähnlich lauteten die Antworten während

drei Wochen. Man fürchtete fast, Rügen verlassen zu müssen, ohne die junge Dame gesehen zu haben, auf die im Grunde des Herzens Alle erbittert, die aber jeder Einzelne dennoch so begierig war, kennen zu lernen.

Nur wenige Tage war Valentine in Folge ihrer Angst und Aufregung krank gewesen, und lange schon fühlte sie sich völlig wohl; doch von Tag zu Tag hatte sie sich von ihrem Großvater und dem General Frist erbeten, deren Verwandten vorgestellt zu werden. Sie hatte ihre Zimmer nur verlassen, wenn Harald und Roderich abwesend und keine Gäste in Bronswiek waren.

Wie gern aber auch Eckardstein und der General Valentine mit den anwesenden Fremden bekannt gemacht, schon aus dem Grunde sie der Präsidentin vorgestellt hätten, um das junge Mädchen von der thörichten Furcht zu befreien: von ihr wieder erkannt zu werden, — sie mochten Beide jetzt um so weniger mit Bitten in sie dringen, als der Arzt ihnen gesagt, daß seine Patientin nur durch heftige Gemüthsbewegung krank geworden und ferner sorgsam vor je-

Daß Harald hauptsächlich Schuld an Valentinens Ohnmacht trug, ahnte Keiner. Eckardstein und der General glaubten fest, ihr Unwohlsein sei nur durch die Angst vor der Präsidentin veranlaßt worden und wagten daher jetzt um so weniger, entschieden auf ein Zusammentreffen mit ihr zu dringeu, sondern beugten Allem, was sie nur im Entferntesten aufzuregen drohte, vor.

Valentine hatte sich nie entschließen können, jene Scene aus dem Leben ihres Vaters zu erzählen, wo ein Fremder ihn vor dem Wechselarrest geschützt. Sie hatte den Vorfall, wie so manchen andern, in den sein Leichtsinn ihn gebracht, verschwiegen und nicht von dem Todten Dinge berichtet, die noch mehr Schatten auf sein Leben hätten werfen können, wie dem Auge des Eingeweihten bereits bekannt waren. Als sie in dem Retter ihres Vaters keinen Fremden mehr sah, erfuhr, daß es der Neffe ihres Großvaters, — da schwankte sie einen Augenblick, ob sie seine That des Edelmuths nicht an's Licht ziehen solle; doch ein unerklärliches Gefühl hielt sie davon zurück, die Erinnerung, die sie bisher als heiligstes Heiligthum in der Tiefe ihres Herzens bewahrt, jetzt vor Andern zu enthüllen, ohne Aussicht zu ha-

ben, je mit Dem darüber reden zu können, mit dem sie am liebsten davon gesprochen hätte! — — —

Von Harald wieder erkannt zu werden, fürchtete Valentine durchaus nicht. Hatte er sie doch nur Nachts im Postwagen und beim schwachen Dämmerlicht eines trüben, nebligen Wintermorgens gesehn, wo außerdem Mantel und dichter Schleier sie ganz umhüllt. Wie er zuletzt im Gastzimmer mit ihr geredet, entsann sie sich noch deutlich, daß da ihr Gesicht von den nassen Tüchern, die man um ihre fieberheiße Stirn geschlagen, so bedeckt gewesen, daß sie, um ihn deutlich zu sehn, als er das Zimmer verlassen, den kalten Umschlag von den Augen hatte erheben müssen.

So wie dieser Umstand Valentinen beruhigte, bekümmerte sie dagegen um so tiefer der Gedanke: „ihn auch nie wiedererkennen zu sollen, ihm nie danken zu dürfen,“ und mehr denn je litt sie abermals unter dem dunkeln Verhängniß ihres Lebens, Eltern ewig verleugnen zu müssen, die sie so innig geliebt, an denen trotz all ihrer Schuld gegen sie dennoch ihr ganzes Herz hing.

Um Harald, dem sie seit Jahren in Gedanken

ruhig und unbefangen als Fremde entgegen treten zu können, bedurfte Valentine mehr Fassung und Kraft, als sie sich zu erringen gesucht, um der noch vor Kurzem so gefürchteten Präsidentin zu begegnen.

Die Wahl ihrer Mittel, sich an seinen Anblick zu gewöhnen, war unter den obwaltenden Umständen keine glückliche. Hinter den Gardinen ihres Zimmers verborgen, beobachtete sie ihn, wenn er über den Hof fuhr und ging, im Garten war, von den Felsenklippen hinab in's Meer schaute oder im ruhigen Gespräch mit Andern auf dem Balkon saß. Letzterer Ort wurde Valentinen der liebste zu ihren Beobachtungen, dort sah sie nicht nur Harald, sie hörte ihn auch sprechen, und von Interesse war bald jedes Wort für sie, das er sagte.

In solchen Minuten und Stunden ruhte nicht allein der dankbare Blick Valentinens von St. Allande auf Dem, der mit einer der dunkelsten, aber auch zugleich lichtesten und schönsten Erinnerungen ihres Lebens verwoben, sondern das Auge einer talentvollen Künstlerin betrachtete mit Entzücken Form und Ausdruck eines Gesichts, das, allen Regeln der Schönheit entsprechend, zu den edelsten und anziehendsten Erscheinungen gehörte, die man sehen konnte. Stift



und Pinsel Valentinens waren häufig thätig, seine Züge und Gestalt auf dem Papiere oder der Leinwand zu fesseln, und sah sie ihn nicht mehr vor sich, so gehörte es bald zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, jene Skizzen auszuführen und ein Bild nach dem andern von ihm zu erschaffen.

So war's denn ganz natürlich, daß Haralds Erscheinung sich immer fester in die Seele des jungen Mädchens prägte. Während sie in kindlicher Unbefangenheit nur dafür in der Einsamkeit zu wirken glaubte, ihm ruhig als Fremde begegnen zu können, geschah Alles, ihr diese Unbefangenheit mehr und mehr zu nehmen und ihn ihr immer lieber, immer weniger fremd zu machen. Ohne daß sie es selbst wußte und ahnte, gestaltete sich die tiefe Dankbarkeit in ihrem Herzen zu einer Liebe, welche um so ungestörter sich entfaltete, als gar nichts sie hemmte.

An einem schönen Morgen gegen Ende des Monats August wurden die Bewohner von Wallowitz mit ihren Gästen zum Frühstück in Bronswiek erwartet. Man wollte von dort aus gemeinschaftlich eine Par-

gen Freunden und bekannten Badegästen aus Putbus zusammentreffen.

Eckardstein und der General hatten Valentine zwar aufgefordert, an der Fahrt Theil zu nehmen, sie aber nicht überredet, als diese gebeten, ihr noch bis zum nächsten Tage Frist zu geben.

Valentine sah, hinter den Gardinen ihres Thurmgemaches versteckt, der Abfahrt zu, gab ihrem Großvater und dem General, welche Beide sie dort vermutheten und ihr Grüße zuwinkten, ein leichtes Zeichen, und als der letzte Wagen den Hof verlassen, eilte sie mit Buch und Zeichenmappe nach dem Pavillon am Meere, wo sie an warmen, schönen Tagen am liebsten ihre Zeit zubrachte.

Eine Stunde mochte sie da gesessen haben, mechanisch beschäftigt mit Ausführung einer Skizze Haralds, geistig beschäftigt mit dem Gedanken, der sie rastlos verfolgte: „auf welche Weise sie ihre Schuld an ihn abtragen könne.“ Da gewahrte sie plötzlich zu ihrem lebhaftesten Erstaunen Harald und Roderich im Garten, die sich raschen Schritts dem Pavillon näherten. Wie gern sie auch so schnell als möglich erfahren, was jene Beiden zurückführte, so wollte sie doch um keinen Preis an der Stelle von

ihnen gefunden werden und öffnete daher unverweilt die Thüre des Pavillons, welche hin zum Felsplateau führte, von dem man auf einer in den Stein gehauenen Treppe auf kürzestem Wege hinab zum Meeresstrand gelangen konnte. Ihr an den Weg gewöhnter Fuß scheute nicht vor der schwindelnden Tiefe, sichern Schrittes eilte sie hinab. Da lag ihre kleine Jacht vor Anker! Sie schien ihr das beste Asyl, und gewandt sprang sie über die von den Meereswogen bespülten Steine, gelangte glücklich in's Boot, erreichte die Cajüte und fühlte sich nun geborgen. Wie überraschte sie nach wenigen Minuten Geräusch auf dem Verdeck: Hin- und Hergehen, Töne von Stimmen. Leise erschloß sie die Thüre, trat lauschend zur Treppe, und bald hatte sie aus einem Gespräch Haralds mit ihren Schiffern entnommen, daß an einem der nach Stubbenkammer fahrenden Wagen die Achse gebrochen, zwar Niemand beschädigt worden sei, für zwei Personen aber kein Platz mehr in den andern Wagen gewesen. So hatten die beiden jungen Herrn denn den Rückweg angetreten und beschlossen, die Tour in der Jacht zu machen. Die Schiffer versprachen schnelle Fahrt bei dem guten Winde, zogen die Segel auf, und ehe

Valentine überlegen konnte, was zu thun sei, um dem Schiffe zu entkommen, stießen die Ruder in See. Sie verschloß nun die Thüre zur Cajüte und nahm ihr Buch zur Hand. Beides war überflüssig. Das Boot landete zu Füßen des Königsstuhls auf Stubbenkammer, ohne daß Jemand den Versuch gemacht, in die Cajüte zu gelangen, — ohne daß Valentine einen Vers aus Tasso's befreitem Jerusalem gelesen! —

Gern würde Valentine das Schiff auch verlassen haben, um auf Stubbenkammer ihren Lieblingspunkt, den Herthasee aufzusuchen, hätte die Furcht sie nicht in der Cajüte gebannt: dort Jemandem zu begegnen. So blieb sie denn in dem Raume, und als sie endlich nach Stunden den Muth hatte, das Verdeck zu betreten, ging der Nachmittag schon zu Ende. Aengstlich schaute sie sich um. Ihr forschender Blick fiel aber nur auf das ihr wohlbekannte Gesicht des ältesten der Schiffer Bronswieks, den alten Jakob Borgward, der ihr ganz besonderer Freund war und sie schon so oft hinaus auf's Meer gefahren. An einem Fischernetz strickend, saß er auf dem Verdeck am Boden. Sonst war kein Mensch in der Nähe.

„Borgward!“ rief Valentine freudig.

Jakob Borgward erhob sein faltenreiches Antlitz von der Arbeit empor, und als er das junge Schloßfräulein sah, erhellten sich seine Züge; aber ruhig, als ob er Valentine erst in der vorigen Minute erblickt, senkte er in der theilnamlosen Weise, die den Rügen'schen Fischern so eigen ist, sein Auge wieder auf das Netz.

Valentine war seit Jahren zu sehr an solche Ruhe und Indolenz gewöhnt, um noch darüber erstaunen zu können, und da sie keine Zeit verlieren wollte, erzählte sie rasch, wie sie nach Stubbenkammer gekommen, ohne im Geringsten die Absicht gehabt zu haben, dahin zu fahren, und wie lebhaft sie auch wünsche, wieder ungesehen nach Bronswiek zurück zu gelangen.

Der alte Fischer hörte Alles äußerlich so theilnahmlos an, wie Rügens Fischer überhaupt Jedes anhören, welches nicht in das ihnen einzig interessante Gebiet, — in das Bereich des Häringsfanges schlägt, überhört hatte Jakob Borgward aber nichts, wie Valentine später sah. Als sie geendet, sagte er indessen nur:

„Ich wollte, wir wären erst wieder in Bronswiek!"

„Meint Ihr, daß das Wetter nicht gut bleibt, der Wind umschlägt?“ fragte sie schnell.

„Ich glaube das nicht allein, Fräulein, sondern bin fest überzeugt, wir haben vor Nacht das tüchtigste Unwetter, haben eine schlimme Rückfahrt auf der unruhigen See.“

Valentine blickte auf Himmel und Meer. In wolkenloser Reinheit wölbte sich der lichtblaue Aether über dem smaragdenen Meeresspiegel, und die weißen Schaumkronen der Wellen glitzerten funkelnd und schimmernd im Strahl der Sonne. Sie wußte nicht, was dem alten Schiffer das Zeichen gab, und er lächelte über ihren Unglauben, der seinem scharfen Auge nicht entging.

„Das eine Zeichen kennt Ihr doch?“ fragte er nach kurzer Pause und zeigte auf die Schaaren der Möven, die ängstlich dicht über den Wellen zum Strande flatterten.

„So geht doch hinauf und sagt den Herrschaften, daß Eure See die Stirn kraus zieht!“ sprach Valentine lächelnd. „Vielleicht fahren sie dann nicht, und wir könnten noch vor dem Ausbruch des Wetters fort.“

„Das wäre freilich das Beste, Fräulein! Doch

— solche Stadtleute, die Nichts von dem Meere kennen, es nur nach seiner schönen glatten Fläche beurtheilen, die glauben selten an Das, was man ihnen prophezeiht, und nicht Einer von Allen wird der See jetzt zutrauen, was ich von ihr befürchte.“

„Sagt es wenigstens!“ — mahnte Valentine.

„Gewiß!“ erwiederte der Alte und stieg an's Land.

„Verrathet mich nicht, und bringt mir Etwas zu essen mit,“ rief sie ihm nach.

Er nickte lächelnd, und bald sah sie ihn in der hohen, waldigen Bergschlucht verschwinden, die Groß-Stubbenkammer von Klein-Stubbenkammer trennt.

Weit über eine Stunde verging, bevor Borgward heimkehrte; doch Valentine vergaß, wie wohl Jeder dort an der Stelle, den Schritt der Zeit! — So oft sie nun auch schon zu Füßen des Königsstuhls am Meeresstrande von Stubbenkammer gesessen, — immer blieb diese großartigste und schönste Parthie an Jasmunds Küste von demselben Reize für sie. Und wer hat sie gesehn, diese kühn und hehr aufstrebenden Kreidefelsen am blauen Meeresstrand, gegen deren Fuß die Wellen in schäumender Brandung mit donnerähnlichem Getöse anrollen und

hochaufspritzend in die See zurückfallen; von deren Häuptern alte Buchen gen Himmel ragen und den lichtweißen, schimmernden Felsen mit smaragdner Krone schmücken — wer sah diese hellen, von dunkelen Sagen umrauschten Felsen am endlosen Meere stehen, überwölbt vom weiten Dom des Himmels, ohne nicht entzückt zu sein von der erhabenen Schönheit dieser Naturscenerie, — ohne nicht bewundernd gestanden zu haben vor der Majestät solchen Anblicks? —

Valentine von St. Allande, die aus ihrer bewegten Kindheit Tagen nur das ruhige Fließen des Rheinstroms kannte, wie liebte sie jetzt in den stillen, sonnigen Tagen ihrer Jugend das laute Brausen des Meeres, seinen ewig wechselnden Wogenschlag und schöner, wie an Stubbenkammer, fand sie nirgends der Ostsee tiefblaue Fluthen.

So wurde ihr denn nicht lang die Zeit des Wartens an einsamer Stelle; sondern entzückt schaute auch sie auf die reichen Wunder der Natur, — diese seltnen Wunder der Schöpfung! —

Als Jakob Borgward endlich wieder hinunter zum Strande kam und einen Korb mit Lebensmitteln mit der Entschuldigung vor sie hinstellte, daß sein

Gang so lange gedauert, — da sah Valentine erst, in welch tiefen dunkeln Schatten die Bergschlucht und Felsenklippen bereits lagen, die vordem so licht und glänzend umleuchtet gewesen. Doch ob sie auch den jähen Wechsel erblickte, der ihr so unvermuthet gekommen, — er gab ihr, die jetzt vertrauend in's Leben blickte, keinen Anlaß zu düsteren, aber so richtigen Vergleichen — sie dachte nicht, daß, wie in der Natur, so auch im Leben, Licht und Schatten dicht an einander grenzen, — Schatten so oft schnell das lichteste Leben umdunkeln.

Jakob Borgward theilte Valentinen mit, daß oben auf Stubbenkammer die Gesellschaft sehr heiter sei, die Herren seine Warnung nicht beachtet, Alle jetzt nach der Herthaburg aufgebrochen, um den Sonnenuntergang anzusehen, und man daher wohl erst spät nach Bronswiek zurückfahren würde.

„Sagtet Ihr, daß ein Wetter im Anzuge?" fragte Valentine.

„Wohl that ich's; doch Sie lachten, und einer der jungen Herren meinte, „das sei ja interessant;" der Andere, „daß er schon lang keinen Sturm auf dem Meere erlebt und sich freuen würde, wenn's dazu käme."

„Wer war's?"

„Kenn' sie Beide nicht, Fräulein," erwiederte Borgward. „Der Eine war so bleich wie Seesalz; der Andere braun wie Tang."

„So waren's Fremde."

„Ja, von Denen, die nach Wallowitz geladen und bis Bronswiek mitfahren wollen."

„So kommen Mehrere mit?"

„Drei, vier, wie ich glaube. Außerdem kommt aber noch Eine aus unserer Verwandtschaft von Mönchgut mit, die Stine Hilm aus Thissow, die Ihr wohl noch kennt, da Ihr ja manchmal mit ihr im Schloß gespielt, wenn sie als Kind bei uns war. Sie ist mit einigen Freundinnen heute aus Thissow in des alten Lars Anders Boot nach Jasmund gekommen, um meine Frau und mich zu besuchen, wollte eben nach Bronswiek gehn, als ich hinauf kam, und da hab' ich mir vom Herrn Erlaubniß erbeten, sie zu Schiff mitnehmen zu dürfen. Sie wird bald kommen."

Daß jene junge Mönchguterin mitfuhr, war Valentinen ganz recht; sie ängstigte sich nur, daß noch Andere auf's Schiff wollten, und der alte Borgward, der ihre Gedanken errieth, meinte lächelnd: „Ich

freute mich eben oben über die Anwesenheit der Mönchguter mehr Ihretwegen, als um unsertwillen, Fräulein. Die Stine hat nämlich ihren Sonntagsstaat bei sich, und legten Sie die Tracht an, so könnten Sie recht gut die paar Stunden für Marie Hilm gelten und unerkannt nach Bronswiek kommen, selbst wenn die Herrschaften Sie sähen. Setzen Sie sich nur, wenn Jene auf Deck kommen, in meine Nähe, hier vorn am Kiel des Schiffes, gucken Sie mehr in's Wasser, als auf die Leute, und Alles geht gut, Niemand wird Sie in der Mönchguterin vermuthen."

Valentine ergriff dankend die Hand des alten Fischers, und als Stina Hilm kam, war ihre Verkleidung bald bewerkstelligt. Ihre langen, reichen Locken, die sie am meisten hätten verrathen können, ließen sich völlig unter der hohen Haube verbergen, und die eigenthümliche Tracht der Bewohnerinnen jener Halbinsel machte auch ihre Gestalt unkenntlich. Ruhig sah Valentine nun dem Kommenden entgegen, und während ihr klares Auge sinnend zur umwölkten Ferne schweifte, ihr Blick den langsamen Zug der aufsteigenden dunkeln Wolken verfolgte, —

Leid im Leben, wie plötzlich und unerwartet es über den Menschen hereinzubrechen vermag, wie es, der grellen Helle des zündenden Blitzes gleich, sein Inneres in einem Moment heftig durchzuckt, und in Sekunden zerstört, was lange Jahre zu seiner schönsten Entfaltung gebraucht.

Siebentes Kapitel.

In dem stillen Hain, wo die Rügianer noch vor sechs Jahrhunderten die heilige Hertha verehrt und ihrem Dienst so manches Opfer geweiht, — wo auf hohem Hügel deren Burg sich erhoben, in welcher sie und die Schaar ihrer jungen Priesterinnen gewohnt, — dort, wo von mächtigem Wall umschlossen, ihr Tempel gestanden, aus dem sie in goldenen, von weißen Kühen gezogenen Wagen, gefolgt von ihren Sclaven, hinab zur dunkeln Tiefe des naheliegenden, heiligen See's gefahren, — zu diesen Stätten einer so mystischen, mährchenhaften Vergangenheit wallfahrten noch bis auf den heutigen Tag alljährlich Tausende von Fremden, und dort weilten an jenem Augustabend auch Die, welche sich von Bronswiek, Wallowitz und Putbus aus, auf Stubbenkammer vereinigt hatten. Es war eine große,

zum Theil sehr heitere Gesellschaft, in der wir die meisten unserer alten Bekannten wiederfinden.

Eine Gruppe stand am Ufer des dunkeln, schilfumkränzten Herthasee's, aus dessen geheimnißvoller Tiefe so manche dunkle Sage aufsteigt, — über dessen klare Fläche so manche unklare Geschichte fortgleitet und sich im dichten Nebel vergangner Jahrhunderte verliert. Ein Theil dieser Gruppe schaute hin auf den düstern, unbewegten Spiegel des heiligen See's, Andere blickten hinauf zu den breiten, sonnenumglänzten Spitzen der alten Buchen, hin auf die licht und sonnig umstrahlten Kuppen der Berge, die dicht aneinandergereiht den geheiligten Ort in engen Rahmen umschließen, und genossen in träumerischer Ruhe die tief poetische Schönheit der ganzen romantischen Umgebung.

Zu diesen Letztern gehörten zwei uns bekannte Personen; es waren Harald von Tondern und Mathilde von Halden. Beide hatte der Lauf von sechs Jahren, in denen wir sie nicht gesehen, wesentlich verändert; sein Antlitz ist ernster, männlicher, schöner geworden, das ihre hat die weiche Rundung der ersten Jugend verloren, und wir haben nicht mehr jenes reizende Kinderantlitz vor uns, aus dem eine

Welt von Unschuld, Hoffnung und Glück gestrahlt; sondern aus den Zügen des vierundzwanzigjährigen Mädchens spricht jetzt deutlich der Ernst des Lebens, tiefe Resignation, und traurig ist der Blick des blauen Auges. Wie verändert aber auch Mathilde gegen früher, sie hatte nicht an Reiz verloren, ihre liebliche Erscheinung war noch anziehender geworden, und wäre nicht ein Ausdruck körperlichen Leidens mit dem so sichtbaren Weh der Seele Hand in Hand gegangen, sie hätte mit dem jugendfrischesten Äußern ruhig in die Schranken treten können.

Neben Mathilden stand eine größere, üppig schöne Gestalt, mit leuchtenden Augen und Farben, — ihre jüngere, achtzehnjährige Schwester Beatrice, das Ebenbild der Präsidentin im Äußern, deren echte Tochter auch dem Charakter nach, nur durchaus verschieden von Jener im Wesen.

Stolz und anmaßend, beanspruchte Beatrice von Halden für sich unendlich viel, glaubte sich zu ganz besonderem Glück berechtigt, und da ihr das Geschick nicht zuvorkommend alle Wünsche erfüllt, die sie gehegt, so war sie innerlich verstimmt und trotz ihrer Jugend bereits verbittert.

Halden bei der Abreise von Cöln gesagt: „Hilf mir jetzt, endlich Mathilde mit Sigismund zu vereinen und sei versichert, daß, sowie sie verheirathet, sich eine eben so glänzende Parthie für Dich finden wird.“

Beatrice hatte zwar während der Reise nach Rügen sich lebhafter mit dem Gedanken beschäftigt, selbst Besitzerin von Wallowitz zu werden, war aber zu klug, um nicht bald bemerkt zu haben, wie der Gedanke bei Sigismunds Liebe zu ihrer Schwester große Thorheit und vergebliche Spekulation sei. Darum that sie auch im Augenblick Nichts, den reichen Gutsbesitzer zu fesseln und warf vorläufig ihr Auge auf Harald. Der Titel „Gräfin“ wäre schon im Stande gewesen, sie für mangelnde Mittel zu entschädigen. Auch in dieser Hoffnung sah sie sich getäuscht und fand sich auch da, wie schon so häufig im Leben, durch Mathilde völlig in den Hintergrund gedrängt, „beeinträchtigt“, wie sie glaubte. Ärger und Neid regte sich im Grunde ihres Herzens mehr und mehr gegen die bevorzugte Schwester, und um Dieser, die sie ein Schooßkind des Glücks nannte, einen Streich zu spielen und sich an Harald wegen seiner Vernachlässigung ihrer zu rächen, blieb sie

wie ein Schatten an Mathildens Seite und wußte stets zu verhindern, daß Harald eine ungestörte Unterredung mit der Geliebten hatte.

Das Herz der durch andere Dinge jetzt lebhaft beschäftigten Präsidentin erleichterte sich beim Anblick dieser strengen Bewachung, Harald aber reizte und erbitterte solches Benehmen, Mathilde war betrübt und traurig darüber.

Beatrice kümmerte das wenig. Sie wollte endlich die ältere Schwester verheirathet sehen, welche, wie sie richtig ahnte, ihr durch das sanfte Wesen und ihre echt weibliche Erscheinung großen Abbruch that; sie sah in Mathilden nur immer ein Hinderniß zu eignem Glücke, und um dasselbe zu beseitigen, scheute sie kein Mittel, scheute es um so weniger, als ihre häuslichen, nach dem Tode ihres Vaters fast ärmlich zu nennenden Verhältnisse sie schwer drückten, und sie diesen sobald wie möglich zu entrinnen wünschte.

In ihren jüngern, ebenfalls sehr hübschen Schwestern sah Beatrice nur neue Hemmnisse für ihre Ansprüche der Alleinherrschaft heranwachsen, erkannte voll Egoismus in ihnen nur erschwerende Umstände

ging von der fixen Idee aus, die ihre Mutter ihr eingeredet: daß in einer unbemittelten Familie mit vielen erwachsenen Töchtern sich nur schwer ein Freier einfände. Darum sollte und mußte Mathilde ihrer Ansicht nach Sigismund heirathen, — sie mindestens verlobt sein, bevor ihre jüngste Schwester eine noch gefährlichere Nebenbuhlerin für sie werden konnte, wie die jüngere, Clara, bereits war.

Von den übrigen Personen, die am Herthasee weilen, ist uns nur Edmund Winter bekannt. Trotzdem er sich seit sechs Jahren dem Forstfach gewidmet, hatte er noch immer die Passion seiner Studentenzeit für Kähne beibehalten, wie auch die Art und Weise, sie zu beschreiben. So setzte er denn jetzt zwei jungen Berlinerinnen voller Eifer die Beschaffenheit jenes Kahnes auseinander, den man einst am Herthasee gehabt, welchen aber laut Sage dieser heilige See nicht auf seiner Fläche geduldet, der bald von den Herthapriesterinnen in die Tiefe hinabgezogen, bald durch die Sclaven auf die Spitzen der Berge getragen worden sei. Edmund Winter gestikulirte noch grade so lebhaft mit Händen und Armen, wie vor sechs Jahren, und sicher würde er auch seine Füße, wie es stets bei gründlichen

Beschreibungen der Fall war, in Bewegung gesetzt haben, wenn er, ohne naß zu werden, in den See hätte springen können, um ganz genau den Ort zu bezeichnen, wo der Kahn verschwunden, — wenn die Berge ihm nicht zu hoch gewesen wären, um hinauf zu eilen und die Stelle anzugeben, wohin die Sclaven der Hertha jenes Schiffchen gebracht. Vielleicht würde er, trotz aller Schwierigkeiten des Terrains, dennoch die Excursionen in das Wasser und auf die Berge gemacht haben, hätte sein Auditorium nur eine Person mehr gezählt. Diese Eine, — ihm die Liebste von allen Damen, war Niemand anders, als Clärchen, die dritte Tochter der Präsidentin, ein munteres, kleines Mädchen von 15 Jahren. Sie unterhielt sich aber während seiner Kahnbeschreibung gerade sehr eifrig mit drei Officiren, deren bunte Uniformen und bunte Reden ihr besser gefielen, wie alle Schiffe der Welt und der ganze heilige Herthahain mit seinen Sagen. Leicht wie eine Libelle flog sie nach kurzer Zeit mit ihren Cavalieren über den Rasen und gesellte sich zu der zweiten Gruppe, die scherzend und lachend im tiefen Schatten der hohen Ahornbäume auf und ab wandelte, welche sich auf dem Wall der Herthaburg erheben. Diese Gruppe

bestand nur aus drei Personen: einer jungen, heitern Frau in tiefer Trauerkleidung und zwei Herren. Erstere unterhielt sich lebhaft mit ihren Begleitern, von denen der Eine schlank, groß und außerordentlich bleich, der Andere äußerst stark und untersetzt war und braunrothe Gesichtsfarbe besaß.

Die Dame hieß Blanche von Hochberg, war geborne Französin und Wittwe des kürzlich verstorbenen Preußischen Obristen, Grafen Hochberg. Der bleiche Herr hieß Lord Edgehill, der Andere Fürst Koslowkoff, und Beide waren erklärte Verehrer der schönen, sechsundzwanzigjährigen Wittwe, die ihr von Berlin nach Putbus gefolgt.

Dieser nur der Gegenwart lebende und einzig mit seinem persönlichen Interesse beschäftigte Theil der Gesellschaft empfand Nichts von jenem wunderbaren Zauber, der so mächtig auf alle Die einwirkt, denen das Reich der Phantasie erschlossen ist, die auf ihren beflügelten Schwingen hinfort eilen können aus der Gegenwart in eine ferne Vergangenheit, und welche die stumme, aber doch so beredte Sprache Dessen verstehn, was an solchen Stätten aus der Vorzeit dunkeln Tagen so laut und vernehmlich aus Allem redet, worauf der Blick fällt, und welche am

Auge ihres Geistes vorübergleiten sehen, was längst verschwunden, — Dinge, die wir jetzt kaum begreifen, Thaten, die uns märchenhaft und unglaublich klingen, sich aber doch einst an dem Orte ereignet haben und in der Wirklichkeit geschehen sind.

Unter solchen Reminiscenzen an die Vergangenheit kann man an derartigen Orten auch durch einzelne Menschen leiden! Das war bei der dritten Gruppe unserer Gesellschaft der Fall. Sie bestand aus Herrn von Eckardstein, dem General von Halden, seiner Schwägerin und Herrn Sigismund Winter. Vor den berühmten Opfersteinen des Herthahains stehend, erklärte Letzterer mit derselben Weitschweifigkeit und Genauigkeit, wie er einst über Hannibals Grundidee zum zweiten Punischen Kriege geschrieben und gesprochen, die Opfergebräuche der Heidenzeit, und sein unglückliches Auditorium wurde von den Gräuelscenen erst durch den Ruf Roderichs von Halden erlöst, der, die wohlbeleibte Madame Winter zum Plateau der Herthaburg geleitend, sich mit der vortrefflichen, aber geistig beschränkten Frau in traulichem tête-à-tête entsetzlich langweilte und keinen andern Ausweg der Rettung wußte, als durch

Der Ruf ist an jener Stelle des Herthahains eine Art Zauberspruch und vereint stets alle Fremde auf dem Plateau am Ende des Burgwalls, wo man hin auf Arkona's Küste mit seinem mächtigen Leuchtthurm schaut, hinaus in's offene Meer blickt, in das majestätisch die Sonne sinkt.

Auch jetzt kamen auf Roderichs lauten Ruf Alle herbei, und fast Jeder harrte mit Spannung der wunderbar schönen Momente, wo die strahlende Königin des Tages, von der Erde scheidend, sich ihr blaues Wellengrab so prachtvoll wie möglich ausstattet, die schaukelnden Wogen, die sie betten sollen, in glänzendes Gold taucht und am weiten Himmelszelte helle Purpurflammen entzündet, um ihr zur Ruhe zu leuchten.

Und als die strahlende Königin des Tages endlich ihre warmen Lippen gedrückt auf die sie immer unruhiger erwartenden Wogen, als sie lag in den mächtigen Armen des endlosen Meeres, und der letzte schmale Streifen ihres funkelnden Diadems verschwunden war in dessen schäumenden Wellen, — wie flogen sie da pfeilgeschwind dahin durch den blauen Aether, ihre goldgeflügelten Boten mit den goldumsäumten Purpurgewändern, um der Erde die

Trauerkunde ihres Scheidens zu überbringen. — Der muntere Gesang der Vögel verstummte vor ihren Klagen, leiser rauschte es in den Wipfeln der uralten Bäume des Götterhains, und tief und tiefer hüllte sich die Erde in ihren dunkeln Trauerschleier, der immer enger und enger die blauen Fernen des Meeres umschloß und mit seinem düstern Schatten Berge und Thäler umnachtete.

Auch in dem Hain der Hertha wurde es von Minute zu Minute stiller und dunkler. Gräfin Hochberg, die auf der Rasenbank des Burgplateau's in liegender Stellung den Untergang der Sonne betrachtet, sprang nach einigen Augenblicken allgemeinen Schweigens rasch empor, und zu Roderich tretend, rief sie hastig: „Geben Sie mir Ihren Arm, Halden, und lassen Sie uns gehen! Mir ist's jetzt zu schauerlich hier.“

„Was fürchten Sie, gnädigste Comtesse?“ fragte Lord Edgehill schnell vorspringend und den Beiden, die gehen wollten, den Weg versperrend.

„Die ermordeten Priesterinnen und geopferten Sklaven der Hertha. Sicherlich werden sie bald in langem, schauerlichem Zuge durch den Hain wandeln. Kommen Sie, Halden!“

„Meine Gnädigste, ich lasse Sie wirklich nicht fort, ehe ich Sie nicht überzeugt habe, daß es ja noch ungewiß ist, ob Hertha auf dieser Insel verehrt worden."

„Wie, Lord Edgehill! Sie wagen auf Hertha's Grund und Boden Ihre kecke Behauptung von heute Morgen zu wiederholen, daß Hertha auf Ihrem öden Helgoland verehrt worden? Wo ist denn auf jener kahlen Insel der Göttin großer, heiliger Hain? — etwa in Ihrer Läster-Allee — wo ihr heiliger See? — vielleicht —"

„Gnädigste Comtesse, ich berufe mich auf den Fürsten Koslowkoff, der dasselbe sagt."

„Und ich," versetzte der Fürst vortretend, „ich berufe mich auf —"

„Auf Lord Edgehill!" unterbrach ihn die Dame lachend und setzte munter hinzu: „Ich stütze meine Behauptung aber auf festere Basis, auf — Herrn Assessor Winter, — unsern Libanon der Wissenschaften! Bester Herr Assessor, wie heißt doch Ihre Quelle?"

Assessor Winter eilte auf den Ruf der schönen Frau herbei und entgegnete mit dem Ernste und der Feierlichkeit, mit der er Alles zu behandeln pflegte,

was in's Fach der Wissenschaften schlug: „Die Germania von Tacitus! Dort steht Kapitel 20, Seite —"

„Um's Himmelswillen, Halden, führen Sie mich fort!" flüsterte Frau von Hochberg Roderich zu, „ich hörte diese ganze Tacitage schon mindestens zehnmal heute."

Beide eilten über den Wall. Lord Edgehill und den Fürsten, die dem Paare nachstürzen wollten, hielt Sigismund Winter aber fest, erfaßte des Einen Knopf, des Andern Uhrkette und recitirte in dem langsamen, schleppenden Ton, der ihm bei seinen wissenschaftlichen Vorträgen eigen, Pagina 20 der Germania.

„Goddam!" murmelte der Lord, der sehr eigen mit seinen Sachen war, an dem Tage bereits schon einen Knopf durch den eifrigen Assessor eingebüßt hatte, und jetzt in Gefahr stand, den zweiten zu verlieren.

„Diable!" flüsterte der Fürst mit einem Blick auf seine feine, venetianische Kette, die noch nicht bezahlt war; dann griffen Beide nach ihren Lorgnons, um den so eilig Fortgehenden nachzublicken — eine Ehre, die Fürst Koslowkoff und Lord Edge-

hill selten Jemandem erwiesen und nicht einmal der Sonne angethan hatten.

„Der Lord ist doch zu blasirt!“ rief die schöne Frau, welche Roderich durch’s Dunkel des Herthahains geleitete; „sahen Sie wohl, wie er stets der Sonne den Rücken zuwandte?“ —

„Und Dich ansah!“ setzte Roderich hinzu; „Ja, Blanche, ich bemerkte Alles, Alles.“

Sie blickte sich ängstlich und verstohlen bei der vertraulichen Anrede um; doch als sie Niemand gewahrte, sprach sie zärtlich: „So sahst Du auch wohl, wie oft ich Dich anschaute, mein Roderich?“

„Nein, Blanche! ich fand nur, daß Dein Blick wie gebannt an dem Lord hing.“

„Weil er so ungraziös dastand, sich in so sonderbarer Stellung gegen die Brustwehr gelehnt hatte!“ rief sie mit erkünsteltem Lachen.

„Sollte dies nur der Grund gewesen sein, Blanche?“

„Gewiß! — o Roderich, dieser Mensch ist doch das wirksamste Pulver gegen die Liebe. Wie vermagst Du nur, auf ihn eifersüchtig zu sein?“

„Wenn er Dir wirklich so unausstehlich ist, Blanche, warum leidest Du denn, daß er Dir seit

Monaten auf Schritt und Tritt folgt, jetzt wieder nach Rügen gekommen ist?"

„Aber mon ami, wer sprach denn von unausstehlich; ich sage Dir ja immer, er amüsirt mich mit seiner Geduld und Ausdauer."

„Dich kann belustigen, was mich zur Verzweiflung bringt? o Blanche!"

„Ach, Roderich, Du bist langweilig mit Deiner Eifersucht, Deiner Pedanterie!"

Die Dame blickte sich ungeduldig um, und als sie die Andern weit hinter sich sah, umwölkte sich ihr Gesicht noch mehr. Sie entzog Roderich ihren Arm, bückte sich, um ein unbedeutendes Kraut vom Boden zu pflücken und sah abermals zurück.

„Sieh, Roderich, welch feine, reizende Blätter!"

„Komm, Blanche! wir waren ja den ganzen Tag noch nicht ungestört."

„Wie herrlich sind diese hohen, alten Bäume!"

„Willst Du wirklich hier bleiben, bis die Andern kommen?" fragte er gereizt.

„Ich will mit Dir gehen; doch quäle mich nicht mit Vorwürfen."

Sie ergriff abermals seinen Arm, und er sagte nach kurzer Pause tiefbewegt: „Blanche, verkenne

doch nicht meine Liebe, eine Liebe, die, wie Du noch vor einem Jahre sagtest, Dein einziges Glück, Dein einziger Trost sei; glaube doch nicht, daß ich Dich quälen will!"

„Du thust das aber, Du machst mir unausgesetzt Vorwürfe!"

„Nein, Blanche, ich bitte, ich beschwöre Dich ja nur, wenn Du mich liebst, nicht die Galanterien des Lords anzunehmen, nicht die Fadaisen des Fürsten anzuhören. Bedenke doch, daß Du mein sein willst, Dich mir verlobt hast! Wie darfst Du als meine Braut handeln, wie Du handelst!"

„Mit Dir verlobt, Deine Braut? Roderich, wie kannst Du das sagen, nachdem mein Mann kaum sechs Monate todt ist!"

„Hab' ich's Dir denn nicht sagen dürfen, als er noch lebte, wenn zwar seine Tage damals auch bereits gezählt waren!" rief er heftig.

„Das war auch eine große Sünde!" entgegnete sie in schmerzlich klagendem Ton. „Ach, mahne mich nicht an das Unrecht, das wir Beide damals begangen."

Sie blieb stehen, verbarg ihr Gesicht in ein reich mit Spitzen besetztes Battisttuch, sah dahinter

aber verstohlen seitwärts nach den Andern, und Lord Edgehill erhaschte glücklich den kleinen Wink der koketten Frau. Zu noch größerm Glücke ließ auch Sigismund in dem Augenblicke gerade den Knopf seines Rockes los, und er konnte daher ungesäumt zu der Flamme seines Herzens eilen, die offenbar in bedrängter Lage war. Theilnehmend fragte er: „Haben Sie wieder Zahnschmerzen, gnädigste Gräfin?“

„Entsetzliche!“ hauchte die junge Wittwe, und lehnte gegen einen Baum.

„Soll ich Sie magnetisiren?“

„Augenblicklich nicht! Der Schmerz ist zu arg.“

Sie ging jetzt mit verhülltem Antlitz voran, der Lord blieb an ihrer Seite, und als Blanche von Hochberg nach wenigen Schritten sehr geschickt ausglitt, sehr graziös zu Boden sinken wollte, umfaßten sie schnell die Arme des Engländers, und sie wandelte, durch ihn gestützt, weiter.

Wie dunkel es auch an der Stelle des Herthahains war, fiel doch ein heller Strahl der Erkenntniß in Roderichs Seele und zeigte ihm, wie Harald mit seiner Behauptung in Bezug auf Gräfin Hoch-

berg Recht gehabt habe, und er ihr durchaus nicht so unbedingt trauen dürfe, wie er bisher gethan.

Die junge Wittwe war Roderichs erste und bisher einzige Liebe; er hatte Blanche in seiner Fähndrichszeit als sechzehnjähriges Mädchen und Braut des alten Obristen von Hochberg kennen gelernt, sie später als achtzehnjährige Frau wieder gesehen, wo sie durch ihre Schönheit, ihren Liebreiz nur noch den Eindruck erhöht, den sie beim ersten Anblick auf ihn gemacht. Fünf Jahre hatte die ewig kokettirende Frau Roderichs Huldigungen angenommen, ein Jahr zuvor am Krankenbett ihres Mannes ihm sogar für seine aufopfernde Neigung das Versprechen gegeben: die Seinige zu werden, wenn der Tod ihre Ehe gelöst. Doch als sie frei, waren der reiche Lord Edgehill und der vornehme Russe, Fürst Koslowkoff als ihre Verehrer aufgetreten, und seitdem wußte sie stets zu vermeiden, mit Halden von ihrer Beider Bündniß zu reden, welches der Form wegen doch auch noch mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses umhüllt bleiben mußte.

Qualen der tödtlichsten Eifersucht erduldete Roderich in dieser Zeit; seine Verzweiflung erreichte aber den Höhepunkt, als er eines Tages durch

Blanche erfuhr, Lord Edgehill und Fürst Koslowkoff würden in dasselbe Seebad reisen, das ihr vom Arzte verordnet. Vergeblich beschwor er die Geliebte: „in Berlin zu bleiben," Blanche reiste dennoch; aber an demselben Tage, wo ihre neuen Verehrer in Putbus eintrafen, ließ auch Roderich sich bei ihr anmelden.

Harald war dem Freunde gefolgt; er hatte nicht vermocht, den leidenschaftlich Aufgeregten von der Reise zurückzuhalten, noch es über sich gewinnen können, ihn in einer Stimmung sich selbst zu überlassen, von der das Schlimmste zu befürchten war. Wie unangenehm nun aber auch Harald der Gedanke gewesen, die Insel zu betreten, wo sein Onkel lebte, mit dem er seit Jahren auf gespanntem Fuße stand, so hatte doch eben seine Aufopferungsfähigkeit ihn dazu veranlaßt, und in seinem Schmerze, durch Freundschaftsverhältnisse zu einer Handlung gezwungen zu sein, die leicht in anderm Lichte erscheinen konnte, tröstete ihn nur der Gedanke: auf diesem ihm so fatalen Rügen vielleicht endlich die lang ersehnte Gelegenheit zu haben, mit Mathilden reden — — sie jetzt endlich zu einem bindenden Gelübde bewegen zu können.

Anders — ganz anders, wie die Freunde gedacht, gestaltete sich in Putbus ihre Lage. Roderich verlor bereits am ersten Abend bei hohem Hazardspiel eine bedeutende Summe an Lord Edgehill. Der Gedanke, diese Schuld nicht abtragen zu können und seinem Nebenbuhler verpflichtet zu sein, trieb ihn am nächsten Tage abermals zum Spieltisch, er setzte höher, wie er sonst je zu thun pflegte. Steter Verlust, wie der brennende Wunsch, zu gewinnen, ließen ihn in leidenschaftlicher Verblendung das Äußerste wagen, und als die Herren sich gegen Morgen trennten, war Roderich dem Lord über sechstausend Thaler schuldig.

Edgehill kannte des Officiers Verhältnisse und ihm die Hand reichend, bat er verbindlich: nicht an die Summe zu denken, bis glücklicher Zufall ihn einst vielleicht mal in die Lage gebracht, das Geld entbehren zu können.

Roderich mußte diese Hand annehmen und danken, während er den Lord am liebsten todt zu Boden gestreckt.

Gräfin Hochberg erfuhr durch den Fürsten die Geschichte, und lange schon entschlossen, den armen Verehrer dem reichen Bewerber aufzuopfern, be-

festigte der Umstand, Roderich tief verschuldet zu wissen, nur noch ihr Vorhaben. Den heftigen Charakter des jungen Mannes aber genau kennend, mußte sie vorsichtig handeln, und sie that's. So behielt sie denn für's Erste die tiefste Trauerkleidung bei und im tête-à-tête, das indessen ihrer Klugheit zufolge selten mehr Statt fand, versicherte sie Roderich ihrer dauernden Liebe. Nahm sie öffentlich die Huldigungen des Lords zu freundlich auf, so flüsterte sie dem eifersüchtigen Geliebten zu: wie sie nur seinetwegen das thue, um den Mann nicht gegen ihn zu erbittern, dem er doch so vielen Dank schuldig.

So vergingen acht Tage, in denen Rodericks frühere Verzweiflung sich fast zum Wahnsinn steigerte. Vergeblich suchte Harald den Freund von Putbus zu entfernen; doch zurück in seine Garnison wollte Roderich um keinen Preis und verstand sich nur zu einer Reise nach Bronswiek, um dort Schritte zur Abtragung seiner Schuld thun zu können, — durch Vermittlung seines Onkels vielleicht das Geld zu erhalten und dann dem Lord völlig frei gegenüber zu stehen.

Onkel, der ihn in den letzten Jahren nie mehr eingeladen, auf längere Zeit besuchen zu sollen; doch der Umstand, Roderich zu dienen und in Bronswiek Mathilde öfter zu sehn, trug den Sieg über alle Bedenklichkeiten und Unannehmlichkeiten davon.

Zeigte sich für Roderich nun auch während der ersten Wochen in Bronswiek gar keine Aussicht, das Geld zu erhalten, so wurde er doch, fern von den täglichen Aufregungen, innerlich wieder ruhiger. Sein Ernst, einzig hervorgerufen durch widrige Lage und Verhältnisse, machte auf Herrn von Eckardstein den angenehmsten Eindruck, während Harald ihm durch sein oft aufgeregtes Wesen von Tag zu Tag weniger gefiel. In der innern Unruhe seines Neffen, die Harald mit dem festesten Willen nicht immer zu bewältigen vermochte, sah der alte Herr die Erregtheit, die jedem Spieler eigen, und als Jener eines Tages in einer vertraulichen Unterredung den Wunsch vorleuchten ließ: im Besitz von einigen tausend Thalern zu sein, um damit nach Amerika auswandern zu können, hielt Herr von Eckardstein sich fest überzeugt, daß Harald jener Officier sei, von dem man sich erzählte, daß er in Putbus an einem Abend sechstausend Thaler im Hazard verloren. — Er war

nun nicht allein darüber im Innern außer sich, daß sein Neffe immer größere Summen jener unseligen Leidenschaft opferte; sondern fürchtete nun sogar, daß Harald leichtsinnige Streiche begangen, die sein Ausscheiden aus dem Militairstand erforderten.

In heftigerer Weise, wie Harald bei ruhigem Gespräch und von einfacher Andeutung nicht erwartet hatte, rief sein Onkel: „Sei überzeugt, Harald, daß, wenn Du Deinen Dienst quittiren mußt, ich meine Hand ganz von Dir abziehe.“

Auf Harald Zunge schwebte die Entgegnung, ohne des Onkels Großmuth leben zu können; doch er überdachte, wie nothwendig ihm selbst Roderichs wegen seine Zulage sei und so erwiederte er ruhig: „Von einem „Muß“ würde ja bei einem Ausscheiden nie die Rede sein — es war nur mein Wunsch, die Lieutenantscarrière aufgeben zu können, um es zu irgend Etwas mehr zu bringen.

Herr von Eckardstein athmete nach der Erklärung leichter, sagte aber entschieden: „Der Gedanke einer Auswanderung ist Thorheit, — Thorheit, wie Deine übrige Handlungsweise, und nie werde ich solch leichtsinniges Unternehmen unterstützen.“

Harald glaubte nach den Worten seine Absicht-

durchschaut: mit Mathilden auszuwandern, fühlte sich tief verletzt, daß sein Onkel seine heißeste Sehnsucht, sein ganzes Streben nur „eine Thorheit" nannte, schwieg aber zu solcher Ausdrucksweise und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände.

War durch Eckardsteins abschlägliche Antwort nun auch vorläufig Haralds einzige Hoffnung auf baldige Vereinigung mit Mathilden zertrümmert, so gab er darum noch immer nicht ganz den Gedanken daran auf. Je mehr er indessen zur Feststellung seiner Pläne eine längere und ungestörte Unterredung mit ihr wünschte, desto mehr erbitterte ihn die strenge Bewachung, die jedes Gespräch zwischen ihnen unmöglich machte, das ihre beiderseitige Zukunft betraf.

Diese unausgesetzte Beaufsichtigung hatte am Tage auf Stubbenkammer, wo Harald so sicher auf ein ungestörtes Beisammensein mit Mathilden gerechnet, so tief empört, daß er, je näher abermals die Scheidestunde heranrückte, und er nicht das Ziel seiner Wünsche erreicht, zum Äußersten entschlossen war. Kaum sah er daher Roderich durch Lord Edgehill bei Gräfin Hochberg verdrängt und allein, so trat er zu ihm, ergriff des Freundes Arm, und ihn

etwas seitwärts führend, so daß Niemand seine Worte hören konnte, sagte er leise, aber entschieden: „Roderich, Du hast mich oft gefragt, wie Du mir einige kleine Freundschaftsdienste vergelten könntest! Heute bietet sich Dir nun Gelegenheit und ich bitte Dich zum erstenmale, mir zu helfen. Ich muß Mathilde endlich allein sprechen; steh' mir bei, wenn wir zum Strande hinabgehen, sie unbemerkt in die Cajüte des Schiffes zu bringen, und sorge dafür, daß ich dort auf der Rückfahrt ungestört mit ihr reden kann."

Achtes Kapitel.

Valentine und ihre Mönchguter Gefährtin harrten in der Cajüte der Abfahrt. Letztere sah diesem Zeitpunkt mit Seelenruhe entgegen und strickte so eifrig an einem langen, wollnen Strumpfe, als solle er noch an dem Abend beendet sein. Valentine hingegen durchmaß bald mit schnellem Schritt den engen Raum der Cajüte, bald trat sie an die Fenster, schaute auf das immer unruhiger wogende Meer oder nach dem Strand, den die schäumenden Wellen überflutheten.

„Sie kommen noch nicht?“ rief sie nach längerer Pause und setzte angstvoll hinzu: „Schon wird es dunkel!“

„Das ist nur hier unten,“ entgegnete Stina Hilm, „oben ist's noch ganz hell, Fräulein.“

„Möchtest Du nicht einmal nachsehen, liebe Stina,

ob das Gewitter wirklich heraufzieht, das die Schiffer vorhin befürchteten."

Die Mönchguterin ging. Valentine trat abermals an's Fenster und sah jetzt eine Dame und einen Herrn in fliegender Hast über die Steine des Strandes eilen, hörte dann Tritte auf dem Verdeck, auf der Treppe, und vernahm deutlich die angstvoll geflüsterten Worte: „O Roderich, wird man mich nicht finden, und —"

„Geh in die Cajüte und verschließ von Innen die Thüre!" unterbrach eine andere Stimme jenen Ausruf.

Valentine, die nahe der Thüre war, flog in die entgegengesetzte Ecke des Raumes, und kaum stand sie dort mit nach dem Meere gewandten Antlitz, als Jemand eintrat und die Thüre abschloß.

Nach kurzer Zeit wurde auf dem Verdeck lebhaft hin und her gegangen, dann stieß das Boot in See. Nur eine Viertelstunde mochte man gefahren sein, als leise an die Thüre gepocht wurde, und nachdem sie geöffnet, noch eine Person eintrat, an deren Stimme Valentine sofort Harald erkannte.

„Wie soll ich Dir danken, Geliebte?" rief er innig.

„Vermißte man mich nicht?“ fragte sie statt der Antwort.

„Beatrice war die Erste; kaum war ich mit ihr und Deiner Mutter zum Strand hinab gekommen, so fragte sie nach Dir. Roderich antwortete, daß Du mit Gräfin Hochberg und den Andern bei den „Pfeilern“ ständest. Während Beide dahin eilten, sprangen wir auf's Schiff, die Jacht stieß in See, und haben sie uns auch Etwas zugerufen — jeder Laut erstarb im donnernden Tosen der Brandung. O Mathilde! meine Mathilde —“

„Harald, dort steht Jemand;“ flüsterte die Stimme des Mädchens leise und verlegen.

Valentine, welche bisher, den Blick starr auf das Meer gerichtet, dagestanden und seit Haralds Anwesenheit nicht die Kraft gehabt, sich zu regen, wandte sich jetzt um, um fort zu gehen. Sie sah, daß er die Dame umfaßt hielt und küßte, aber schnell zurücktrat, als er hörte, daß Beide nicht allein waren. Warum ihr Herz so gewaltig bei dem Anblick klopfte, — sie die Cajüte nicht so schnell verlassen konnte, wie sie wollte, — sie ahnte den wahren Grund ihrer tiefen, mächtigen Erschütterung noch nicht.

„Es ist eine Mönchguterin! rief Harald, nach flüchtigem Blick auf Valentine, Mathilde in französischer Sprache zu. „Sie wird uns weder verrathen, noch stören. Mindestens wäre es thöricht, uns durch sie die Freude und das Glück trüben zu lassen, das wir so lange vergeblich ersehnt, — jetzt endlich so mühsam errungen haben!“

Valentine ging zur Thüre. Dort begegnete ihr Stina Hilm; sie hatte keine Stimme, Jene zu fragen, was sie hinabführe, eilte nur auf's Verdeck, um dort freier athmen zu können.

Der Anblick, der sich ihr da bot, war wenig geeignet, Valentine zu beruhigen. Um den kleinen, in der Mitte des Verdecks befestigten Tisch saßen vier Herren, die Karten spielten. Es waren Lord Edgehill, Fürst Koslowkoff, ein Lieutnant von Milborne und Roderich.

Die Herren hatten, wie alle die aus Putbus bei der Parthie nach Stubbenkammer Betheiligten, eine Einladung von Sigismund Winter nach Wallowitz erhalten, und diese angenommen, um am nächsten Tage leichter und schneller nach Arkona gelangen zu können. In dem Wagen der Damen, welche der Einladung ebenfalls gefolgt, war nicht genügender

Platz für Alle gewesen; auch hatte jene Herren die Tour zur See mehr angelockt.

Lord Edgehill und Fürst Koslowkoff, daran gewöhnt, ihre Tage mit Spiel zu beschließen, hatten kurze Zeit, nachdem sie auf dem Schiffe waren, ihre Lieblingsbeschäftigung vorgenommen, und Roderich, so wie Lieutnant von Milborne aufgefordert, sich mit daran zu betheiligen. Roderich vermochte selten, solcher Lockung zu widerstehn; am wenigsten aber an dem Tage, wo er von seinem Onkel ein für seine Verhältnisse bedeutendes Geldgeschenk erhalten. Er hoffte, die Summe jetzt wiedergewinnen zu können, die er dem Lord schuldete.

Trotz Haralds Abrathen näherte sich Roderich den Spielenden, und kaum die wechselnden Chancen des Hazards dicht vor Augen, setzte er auf die Karten, die Lord Edgehill umschlug, setzte fort und fort.

Todesbleich starrte er gerade auf den letzten Louisd'or, als Valentine das Verdeck betrat. Sein Anblick, wie der der ganzen Scene überwältigte sie so, daß sie darüber in den ersten Augenblicken alles Andere vergaß, das mit der Gegenwart im Zusammenhange stand, und nur auf das blickte, was mit

allen frühern Erinnerungen ihrer Vergangenheit so eng verwoben, und dem sie zum ersten Mal in ihrem Leben nun Aug in Aug gegenüber stand.

Da sah sie die Karten, die ihre Mutter so tausendfach verflucht, sah die bleichen, entstellten Gesichter der Spieler, von denen sie ihr so manch schauerliches Bild entworfen, — da sah sie das glänzende Gold, das so viel Tausende verlockt, so viel Tausende in den Abgrund zieht — sah Alles, Alles, was auch das Verderben ihres Vaters gewesen, was ihre Kindheit in so furchtbarer Weise vergiftet, ihre Jugend so tief umnachtet hatte! —

Ohne zu wissen, was sie that, war Valentine dem Tische näher getreten und hatte die Lehne von Roderichs Stuhl ergriffen. Gespannten Blicks ruhten ihre Augen auf den Karten; sie hörte, daß Einer zu Roderich sagte: „Hier, lieber Halden, eine Hundertpfund Note, und zwingen Sie Fortuna!" Sie sah, daß der junge Mann dieses Papier mit bebender Hand ergriff und auf die eine Karte warf, bemerkte, wie der bleiche Herr, der es ihm gegeben, einen Moment inne hielt, ihn überrascht anblickte, dann aber die bunten Blätter, die er in der Hand

lich stieß er einen leisen Fluch aus. — Gold und Papiere wurden Roderich hingeschoben, von ihm abermals auf einen Wurf gewagt. — Während der entscheidenden Secunden umleuchtete ein greller Blitz Spieler und Spieltisch, furchtbarer Donner rollte grollend über ihren Häuptern hin. Kein Auge wandte sich zum Himmel, — Aller Blicke hingen wie gebannt an den Karten, welche der Sturm mehrmals durcheinander wehte, die von den Spielern aber immer schnell wieder geordnet wurden.

Auch Valentine blieb unempfindlich gegen die tobenden Ausbrüche entfesselter Naturgewalten; auch sie hatte nur Aug' und Sinne für die seltsamen Launen der Schicksalsgöttin, die, wie es schien, jetzt Roderich zu ihrem entschiedenen Liebling ausersehen. — Gold und Papiere thürmten sich in kleinen Bergen vor ihm auf; die niederzuckenden Blitze umleuchteten hell das immer fahler erbleichende Antlitz des Lords, seine krampfhaft bebenden Lippen; diese Blitze warfen auch ihren lichten Feuerschein auf die von Neid entstellten Gesichtszüge des Fürsten; seine von Wuth funkelnden Augen und solche Wahrnehmungen, die auch Roderich machte, schienen nur dazu zu dienen, seine Lust am Spiel zu steigern und

sich immer blinder der furchtbaren Leidenschaft zu ergeben, die ihn immer fester umstrickte. Je mehr er gewann, desto höher stieg sein Muth, und ob auch die stärksten Donnerschläge ihn laut und mächtig zur Besinnung riefen, die Stimme der Versuchung übertönte die Stimme der Vernunft. Jetzt plötzlich raffte er all seine Schätze zusammen, wagte sein Alles auf einen Wurf und — gewann! — Nicht zufrieden mit diesem einen Siege seiner Tollkühnheit, ließ er die ganze Summe auf der Karte stehen, — gewann — wagte dasselbe noch einmal und — noch einmal lächelte Fortuna dem Kühnen! — — Tiefaufathmend griff Roderich nach seinen Schätzen, lehnte sich zurück und sprach leise: „Genug!“ Lord Edgehill aber warf, mit von Wuth und Leidenschaft entstelltem Antlitz, die Karten in das Meer, und während die brausenden Wogen ihre bunten Blätter einen Moment auf ihren schaumgekrönten Häuptern trugen, sie dann aber pfeilgeschwind hinab zur Tiefe schleuderten, rief er mit höhnischem Lachen: „Fort mit Euch in den Tod, Ihr Ungetreuen!“ und zog Würfel aus der Tasche.

Das neue Spiel brachte dem Lord kein neues

den er zum Würfeln überredet, gewann nur von Zeit zu Zeit vom Fürsten und dem Officiere. Diese Gewinne waren aber Tropfen im Meere seines Verlustes, und nach einem furchtbaren Blitze, dem laut krachend der heftigste Donnerschlag folgte, legte er die Würfel bei Seite und sagte mit erzwungener Ruhe: „Ja, für heute genug, denn Ihr Glück ist unerhört, Halden.“

„Und das hat ihm einzig jene Hexe hinter seinem Stuhle gebracht!“ rief der Fürst heftig. „Seit sie dort wie angezaubert steht und mit ihren flammenden Augen auf die Karten und Würfel starrt, hat sich das Blatt gewendet und Halden gewonnen!“

Valentine kam durch diese Worte zur Besinnung; sie erbebte, sah wirklich mit flammenden Augen, in denen sich das höchste Entsetzen malte, auf den erregten Fürsten, wurde aber erst vollständig in die Wirklichkeit zurückgeführt, als Roderich, sich rasch und plötzlich nach ihr umwendend, seine glänzenden, nachtschwarzen Augen fest auf sie richtete und mit jenem freundlichen, herzgewinnenden Lächeln, das ihm in guten Stunden so eigen, fragte:

„Also Sie waren mein guter Engel, und Ihnen verdanke ich mein Glück?“

Haralds Ankunft überhob Valentinen der Antwort; er trat dem Tische nah und rief: „Wer war heute Fortunens Auserwählter?“

„Halden!“ erscholl's aus Aller Munde.

„Halden!“ wiederholte Lord Edgehill, „der, wenn ich nicht sehr irre, sich für neulich revanchirend, mir heute mehr als das Doppelte abgenommen!“

„Und das Glück soll diese hübsche Mönchguterin mit den strahlenden Augen mir gebracht haben, dieses reizende Kind, das der jetzt total banquerotte Fürst eine Hexe nennt!“ rief Roderich heiter; doch als er Harald das Mädchen zeigen wollte, war sie von dem Platze verschwunden.

„Sie wird hinab zu ihrer Gefährtin gegangen sein!“ sprach Harald, als Lord Edgehill laut: „Haldens Fortuna!“ rief; der Fürst mit rohem Lachen hinzusetzte: „Wo ist die Hexe von Jasmund geblieben?“

Alle gingen zur Cajüte. Fand man auch dort nicht Valentine, so doch einen behaglicheren Aufenthalt, als oben auf dem Verdeck, wo der Sturm tobte, und wenigstens für den Augenblick blieben Alle dort.

Valentine hatte sich hinter den beiden Rudern

am Kiel des Schiffes verborgen und war nicht wenig erstaunt, als sie bemerkte, wie weit sie schon von Stubbenkammer entfernt.

„Ja, Fräulein, Ihr saht lang dem Spiel zu!“ flüsterte Jakob Borgward kopfschüttelnd, „diesem höllischen Kartenspiel! Ihr schient wirklich verzaubert zu sein.“

Valentine schauderte unwillkührlich zusammen, als man sie daran mahnte, was sie so lange voll Schrecken, voll Interesse beobachtet; doch entgegnete sie nichts. Fest hüllte sie sich in ein großes Tuch von Linnen, das die Mönchguterin ihr zum Schutz gegen das Wetter brachte, stützte den Kopf in beide Hände und schaute empor zu dem von Blitzesflammen durchzuckten und durchleuchteten Horizont, — hinab auf die brausenden Wogen und Wellen, die das Schiff immer unruhiger hin und her warfen; doch weder da, noch dort weilten ihre Gedanken — der Gegenwart entrückt, stand nur die ferne Vergangenheit vor ihren Augen! —

Die Worte Stina Hilms rissen das junge Mädchen endlich aus ihrem tiefen Sinnen; sie hatte Platz an Valentinens Seite genommen und flüsterte: „Nein, wie die Beiden sich lieben, und wie traurig sie trotz-

dem sind! Ach ach! — überall doch Liebesleid in der Welt."

Valentine sah sie verwirrt an: „Ach so, Ihr meint die Beiden in der Cajüte," entgegnete sie, sich langsam auf die früheren Ereignisse besinnend.

„Ja! er will mit ihr nach Amerika, da sie sich hier nicht heirathen können! Wie schade, Fräulein, daß die Stadtleute doch immer so viel Geld brauchen, um glücklich zu sein. Gott, wie gut ist dagegen unsereins daran!"

„Erzähl mir Alles, Stina; doch nur mir; Niemand Anderem darfst Du sagen, was Du gehört und gesehen!" sprach Valentine hastig.

Stina versicherte, bereits viel zu betrübt über das Leid zu sein, was jene Beiden in ihrer Liebe zu tragen, als daß sie ihnen durch Verrath je noch mehr schaden könne. Dann begann sie ihren Bericht.

Diese Erzählung dauerte nicht sehr lange. „Sie sprachen Vieles, das ich nicht verstand" setzte sie sichtlich verstimmt hinzu, daß ein Theil des ihr so höchst interessanten Gesprächs dadurch verloren gegangen, weil Harald und Mathilde mitunter französisch geredet.

sie selbst erlebt, einen richtigen Schluß. Dies Resümé ihrer Gedanken trieb sie aber fort von dem engen Raum des kleinen Verstecks, und sie ging aufgeregt über das heftig hin und her schwankende Schiff. Wie auch der Sturm sie umtoste, er kühlte nicht ihre brennende Stirne, — wie auch die Blitze leuchteten — in die Nacht ihres Herzens fiel kein Strahl, und in einem Anfalle bitterster Verzweiflung, wo ihre Seele suchend umherirrte nach einem Halt, einer Stütze — ihn nicht fand, klammerten sich ihre zitternden Finger um eine der starken Segelstangen und froh, mindestens eine Stütze für ihren ermatteten Körper zu haben, lehnte sie den schmerzenden Kopf an den Mast des Schiffes.

Nur kurze Zeit stand Valentine dort, als Harald und Mathilde das Verdeck betraten. Sein Arm umschlang sie stützend, wenn sie wankte; dann nahmen sie auf Stühlen dicht nebeneinander Platz, und der Wind trug den Schall ihrer Worte zu Valentinens Ohr.

„Wie glücklich bin ich, Geliebte, endlich, endlich einmal wieder so ungestört mit Dir sprechen zu können!“ sagte er innig.

„Wie rasch sie aber verfliegen, diese Momente seligen Glücks!“ antwortete sie traurig.

„Ja, könnte ich sie festhalten, diese so schnell verrinnende Stunde! könnte ich trotz des Sturms, trotz des Wetters noch mit Dir bleiben auf diesem schwankenden Schiff. So tausend Dinge hab' ich Dir noch zu sagen, so Vieles, Vieles Dich zu fragen.“

„Finde Trost für alles Ungemach unserer Liebe in dem Gedanken des Glücks dieser unendlichen Liebe und meiner nie wankenden Treue, Harald.“

„Das thue ich auch, Geliebte! Wie hätte ich sonst ertragen können die Qual dieser langen Jahre. Nun sei nur noch kurze Zeit stark! Weise nur noch einige Zeit die Liebesanträge jenes Menschen so entschieden, wie bisher, zurück, ertrage ruhig den Jammer, den Dir Deine eigne Mutter aufbürdet, und sei fest überzeugt, daß ich jetzt, nachdem ich weiß, wie man Dich zu überreden sucht, Winter zu heirathen, Alles aufbieten werde, Dich aus so unwürdigen Verhältnissen zu befreien. Mein ganzes Streben wird jetzt dahin gehen, Dir bald eine gesicherte, wenn auch bescheidene Existenz im Vater-

„So hast Du den Plan, nach Amerika zu gehen, ganz aufgegeben?"

„Ja, Mathilde! Wie schwer mir's auch geworden, mich von der Lieblingsidee zu trennen, mit Dir vereint ein kleines Landhaus zu bewohnen, für Dich arbeiten zu können — der Onkel schlug mir entschieden die geringe Summe ab, um die ich ihn bat — er verweigerte mir Alles. So will ich nun suchen, einen Posten im Civilfach zu erhalten."

„O Harald, daß ich aber der Grund bin, Dich aus einer Carriere zu reißen, in der Du sicher, wenn auch langsam, voran kämest!"

„Zu langsam für unsere Liebe, Mathilde. Wollte ich Officier bleiben, es könnten noch acht, selbst zehn Jahre hingehen, bis wir uns zu vereinigen vermöchten."

„Du bist aber gern Officier, Harald!"

„Ich bin nur aus dem Grunde in Friedenszeiten gern Militair, weil der Stand mir für einen armen Edelmann der passendste erscheint, er der ist, in dem man den wenigsten Demüthigungen seiner Armuth ausgesetzt ist, welcher uns eine Stellung in der Welt eröffnet, die eine gute und geachtete ist. Da diese Carriere sich aber auf die Dauer nicht

mit den heißen Wünschen meines Herzens verträgt, so scheide ich gern aus ihr und würde schon heute mit Vergnügen Schaffner an einer Eisenbahn werden, wenn sich mir durch diesen Posten Aussicht eröffnete, Dich bald mein nennen zu können."

„Und bleibt Dir wirklich kein anderer Ausweg?"

„Keiner! In keiner Carriere würde ich so schnell vorankommen, wie bei der Eisenbahn, und das will ich doch endlich."

„Dein Onkel wird Dir Nichts vermachen?"

„Nichts! das ist bestimmt. Er kann mich nicht leiden — ich fühl's alle Tage, und wärst Du nicht, längst hätte ich schon das mir so verhaßte Bronswiek verlassen."

„Harald!" sprach Mathilde nach längerer Pause. „Meine Mutter sagte mir einmal, Du könntest unter einer Bedingung Erbe des ganzen Vermögens werden". —

„O sprich mir nicht von jenem unseligen Plane Deines Onkels; außerdem kann er sich ja nicht erfüllen, denn die Familie von St. Allande ist völlig verschollen."

„Wenn aber jene Tochter doch noch lebte, auftauchte und —“

„Und wenn die Vicomtesse von St. Allande zehnmal auftauchte und das doppelte Erbe hätte, so würde sie für mich doch niemals auf der Welt sein, — ich nie die Tochter jenes elenden Spielers heirathen.“

„Die Tochter des Spielers!“ Da hörte ja Valentine, die arme Valentine, jene Bezeichnung wieder, welche ihre Mutter ihr an dem furchtbaren Christabend in Cöln prophezeiht, und wie erbebte ihr Herz bei dem Ausruf — wie erzitterte jede Fiber ihres Wesens bei dem Gedanken, daß Er, Er, der Abgott ihres Herzens, das Ideal ihrer Träume, sie mit dem Namen genannt, den Namen ihr gegeben, gegen den sich schon das Kindesherz empört!

Vernahm Valentine aus dem Grunde nichts weiter von Haralds und Mathildens Gespräche, weil der Sturm immer ärger tobte und heulte, die Wogen immer lauter und mächtiger erbrausten? — Nein, o nein! Hatte sie doch seit Jahren immer und immer das sanfte Flüstern dieser Stimme vernommen, die einst leis und lieb Worte des Trostes an sie gerichtet. — War doch, wo sie auch gewesen, was auch

an ihr Ohr getönt, immer übertönt worden durch diesen leisen Klang aus vergangenen Tagen, aus jener einen schönen Stunde ihres Lebens! Erschüttert, wie noch nie, war Valentine durch die Worte, die sie jetzt vernommen — übertäubt war plötzlich Alles durch diese unselige Benennung, die ihr als der Fluch ihres Lebens erschien. — Fest und fester umklammerten ihre erstarrten Hände den Mast des Schiffes, suchend durchirrte abermals ihre verzweifelnde Seele die Nacht ihres Daseins nach einem Halt, und als sie dabei hinausstarrte in die dunkle Nacht des Meeres, da fand sie endlich bei der Erinnerung an den Christabend des Jahres 1835 unter allen finstern Schatten der Vergangenheit jenen lichten Stern des Glaubens, des Gottvertrauens wieder, der dem Kinde so hell und leuchtend gestrahlt, der ihm die Kraft gegeben, muthig und unverzagt fort zu schreiten über den dornigen Pfad des Lebens.

Hell und leuchtend trat jene dunkle Stunde des Christabends vor sie hin, wo sie hinausgeblickt aus dem öden Zimmer in die kalte Nacht — vertrauend zum Himmel geschaut, an dem ihre Mutter verzwei-
[illegible]

gesagt, daß er sie verlassen! — Wie deutlich stand jetzt Alles vor Valentinen, was ihr damals noch unklar gewesen, und nachdem sie diesen Blick in die Vergangenheit geworfen, — wie hätte sie da nicht auch ruhiger die Gegenwart ertragen sollen, nicht muthiger in die Zukunft blicken können! — Sie that's — der Glaube des Kindes, das Vertrauen des Kindes zogen wieder ein in die Brust des bekümmerten Mädchens — sie wurde ruhiger.

Valentine hielt den Mast ihres kleinen Fahrzeuges noch umschlungen, als das Boot bereits unterhalb der Klippen von Bronswiek gelandet, ihr leuchtendes Auge hing noch fest am finster umnachteten Himmel, als die Andern schon das Ufer betreten und eiligst dem Schlosse entgegengingen. Nur die Schiffer waren noch an Bord und betrachteten mit funkelnden Augen das glänzende Gold, das Roderich ihnen gegeben.

Als Jakob Borgward das Hauptsegel einziehen wollte, gewahrte er Valentinen und sprach nicht ohne Erstaunen: „Ihr noch hier, Fräulein?"

Valentine sah ihn an, sagte dann sanft und freundlich: „Gute Nacht! gute Nacht!" und der alte Fischer dachte, wie schon so manches Mal, wenn

er tief in des jungen Mädchens lichtstrahlende Augen geschaut: „Sie hat doch wahr und wahrhaftig den Blick eines Engels!"

Valentine schien auch die Flügel eines Engels zu haben, so rasch hatte sie den mühsamen Weg über die Klippe zurückgelegt, so bald stand sie oben am Pavillon auf der Felsspitze. Ueber die tobenden Wellen des aufgeregten Meeres hin schweifte ihr Blick zu Arkona's Küste. Dort strahlten ihr aus Nacht und Dunkel die mächtigen Flammen des Leuchtthurms wie ein hellglänzender Stern entgegen.

Wie so ganz anders war doch diese Landschaft wenige Stunden zuvor gewesen! — Von Licht und Sonnenglanz umwoben, hatte sich Alles klar bis zur weitesten Ferne gezeigt — jetzt nur ein heller Punkt in dem weiten, weiten Dunkel!

Das Innere des jungen Mädchens bot ein gleiches Bild, wie das, welches sie jetzt erschaute! Da war's ebenso verändert — da hatten auch wenige Stunden genügt, das Licht in Dunkel zu gestalten. —

Wie hell und sonnig hatten sie vor ihr gelegen jene schönen, lachenden Bilder eines zukünftigen Glücks, die ihre lebhafte Phantasie sich am Morgen

gewesen, Züge und Gestalt Dessen im engen Rahmen des Papiers festzuzaubern, der schon so lange der Abgott ihrer Träume — seit Kurzem das eine Bild war, das die weite Welt ihr überall zeigte! — Jetzt war's aus dem Rahmen getreten dieses Bild, weit hinaus aus der kleinen Welt ihres Herzens in endlose Fernen entrückt! Und durch dieses endlos weite Dunkel strahlte ihr jetzt auch nur ein Punkt als hellglänzender Stern entgegen — der Gedanke, nun zu wissen: auf welche Art sie eine Schuld aus vergangenen Tagen tilgen, auf welche Weise sie Harald vergelten könne, was er einst an ihrem Vater gethan.

Wie stolz hob sich die Brust der Tochter des Spielers bei dem Gedanken, daß Harald dem Kinde des von ihm so verachteten Mannes die Ruhe und das Glück seiner Zukunft danken solle! — Daß sein Glück sich auf den Trümmern des ihrigen erheben sollte, daran dachte sie nicht, und wie ihr Auge bis hinüber zum Leuchtthurm auf Arkona's Küste Nichts von jenen gefährlichen Magnetklippen sah, die bis zu dem strahlenden Licht sich längst des ganzen Ufers hinziehen und so manchem stolz und kühn dahinsegelnden Fahrzeug, das so sicher die Fluth durch-

schneidet, den Untergang bringen: — so sah auch Valentinens Blick, indem er das weite Dunkel ihrer Zukunft durchirrte und als Leitstern nur den einen Lichtpunkt im Auge hatte, — Nichts von den Gefahren, die der Weg bot, den sie zu wandeln sich vorgezeichnet, nichts von den Hindernissen, die sich bis zur Erreichung ihres Zweckes auf jenem Pfade aufthürmten! —

Neuntes Kapitel.

Alle Pläne der Präsidentin von Halden: ihre Tochter am nächsten Tage schon mit Sigismund zu verloben und dadurch auf ewig von Harald zu trennen, — alle Pläne Valentinens: bei ihrem Großvater für Haralds Glück zu wirken und ihn bald auf ewig mit Mathilde zu vereinen, — scheiterten in dem Zeitraume weniger Minuten.

Der Wagen, in dem Frau von Halden, Madame Winter, Herr von Eckardstein und der General saßen, hatte noch nicht das Dorf Nimperow erreicht, als der Blitz in einen der zur Seite des Weges stehenden Bäume schlug, die Pferde sich vor der schnell und plötzlich auflodernden Flamme scheuten, durchgingen, den Wagen umrissen und seine Insassen theils hinausgeworfen, theils am Boden geschleift wurden.

Alle waren so verletzt und beschädigt, zwei von ihnen sogar anscheinend leblos, daß, wenn man sie auch der bessern Verpflegung halber gern gleich nach Bronswiek geschafft, doch Niemand gewagt hätte, diese Anordnung zutreffen, bevor ein Arzt sie gebilligt. Man brachte daher die Verwundeten in das bescheidene Wirthshaus des Dorfes, und die Verwandten und Bekannten harrten mit banger Erwartung des Arztes, Keiner wollte bis dahin eine Botschaft des Unglücks nach Bronswiek senden.

Dort wurde nur Valentine durch die Nachricht betroffen, daß sie, die doch auf der See eine bedeutend längere Fahrt zu machen gehabt, dennoch die Ersten waren, die von Stubbenkammer heimgekehrt; ihre Angst steigerte sich mit der vorschreitenden Zeit. Schon zum dritten Male war sie hinab in die Halle geeilt, um Erkundigungen einzuziehen und Rücksprache mit der Dienerschaft zu nehmen, ob man nicht Boten auf den Weg ausschicken solle.

Sie ließ sich das dritte Mal durch Nichts beschwichtigen und rief nach allen von den Dienern vorgesuchten Gründen einer verspäteten Ankunft:
„Nein, nein, glaubt mir, irgend ein Unglück hat

sich zugetragen, denn wo sie auch immer das Gewitter abgewartet, jetzt müßten sie längst hier sein!"

„Wahrscheinlich haben die Herrschaften Stubbenkammer gar nicht verlassen!" entgegnete der Haushofmeister.

„Dann hätte uns Herr von Eckardstein einen Boten mit der Nachricht gesendet!" sprach Valentine entschieden und setzte überredend hinzu: „Folgt mir endlich! Schickt so rasch wie möglich Wagen mit Stroh, Decken und Betten den Weg entlang und mir sattelt jetzt gleich mein Pferd, denn ich ertrag' die Angst nicht mehr! Zwei Diener mögen mich sofort begleiten!"

Zu Harald, Roderich und Mathilden, die oben auf dem Corridor waren und ebenfalls beabsichtigt hatten, Erkundigungen einzuziehen, drangen einzelne dieser Worte. Wer sie gesprochen, wußten sie nicht, sie eilten nur, von plötzlicher Besorgniß erfüllt, hinab in die Halle. Ihr erster Blick fiel dort auf Valentine, die umringt von der Dienerschaft stand, welche sich aber in dem Augenblick bis auf den einen alten Haushofmeister zerstreute, um ihre Befehle auszuführen.

Die eigenthümliche Erscheinung des jungen Mäd-

chens, auf das sie Alle so begierig gewesen, frappirte und überraschte sie. Valentine war so schlicht und einfach wie immer gekleidet, doch so vortheilhaft wie möglich für ihre schlanke, feine Gestalt. Sie trug, wie stets im Sommer, ein Kleid von feinem, weißem indischen Mousselin; hoch gingen die Falten hinauf bis an den Hals, lang und weit wallte das weiche Gewand bis zur Erde nieder. Gegen diesen lichten Anzug contrastirte stark und wirksam ihr reiches, schwarzes Haar; es fiel in langen, glänzenden Locken weit bis über den Gürtel hinab und umhüllte sie wie ein dunkler Mantel. Ihr Antlitz war in dem Augenblicke durch Angst und Aufregung ohne jede Farbe, das Marmorweiß ihres Teints wurde aber noch zarter, noch matter, als sie Harald und die Geschwister bemerkte. Ihre lichten, strahlenden Augen, die in Momenten tiefer, innerer Erregung aus dem Stahlblau der Hyazinthen hinüber in's glänzende Schwarz des Gagaths spielten, bekamen jenes wunderbar flammende Dunkel, als jene Drei auf sie zutraten.

Ehe Einer von ihnen aber in seiner Ueberraschung eine passende Anrede gefunden, sagte Valentine mit jener bewunderungswürdigen Ruhe und Fassung, die

ihr frühzeitig ungewöhnliche und ernste Lebensschicksale gegeben:

„Wahrscheinlich hörten Sie meine soeben ausgesprochenen Befürchtungen! Ich bitte, sich durch meine Sorge und Angst nicht anstecken zu lassen, da Beides bei mir sehr leicht der Fall ist und wohl seinen Grund in einem allzu reizbaren Tempramente hat!“

Harald verbeugte sich nur stumm und mit kalt prüfendem Blicke; Roderich aber fragte verbindlich, wenn auch kühl: „Sie wollen den Herrschaften entgegenreiten, Fräulein?“

„Ja — ich ängstige mich zu sehr!“ rief sie mit gepreßter Stimme.

„Sie sollten sich dem Wetter nicht aussetzen, liebes Fräulein!“ sprach Mathilde überredend, fast herzlich, denn sie fühlte sich durch des jungen Mädchens angenehme Erscheinung sehr für sie eingenommen und hätte sie gern zurückgehalten.

„Es würde bei Ihrer zarten Gesundheit unverantwortlich sein!“ setzte der Haushofmeister hinzu und warf auf Mathilde einen bittenden Blick, ihm ferner beizustehen, Valentine zum Bleiben zu überreden.

Valentine entgegnete Nichts auf Beider Einwand;

in ihren Zügen prägte sich aber der Entschluß ihres festen Willens so deutlich aus, daß Mathilde jedes weitere Wort für überflüssig erachtete.

„Soll ich Sie vielleicht begleiten, gnädiges Fräulein?" fragte Roderich, als Valentine Miene machte, sich zu entfernen.

„Sind Sie Ihrer Angehörigen wegen besorgt?" entgegnete sie lebhaft.

„Nein!" sprach er ruhig.

„So bleiben Sie ja zu Hause!" entgegnete sie freundlich, verbeugte sich flüchtig mit der ihr so eigenen Anmuth und eilte die Treppe hinauf.

„Wie reizend sie ist!" rief Mathilde mit aufrichtiger Bewunderung ihr nachblickend.

„Sie erschien mir so bekannt!" sagte Roderich sinnend, „erinnert sie Euch nicht an Jemand?"

„Auch mich frappirte ihre Erscheinung!" versetzte Harald; „doch weiß ich nicht, an wen sie mich mahnte."

„Der Gräfin Hochberg sieht sie ähnlich!" rief Roderich nach längerer Pause, „sie hat diese Augen, dieselben feinen Züge."

„Ja ja, da hast Du Recht!" bestätigte Ma=

„Nicht ganz!“ fügte Harald ruhig hinzu, „die Hochberg hat nichts von dem geistigen Ausdruck, der das Gesicht dieses Mädchens so eigenthümlich macht.“

„Gräfin Hochberg hat auch ein höchst geistvolles Gesicht, bester Harald, Du bist nur stets gegen Blanche eingenommen!“

„Ich bin auch durchaus nicht für Fräulein Valentine eingenommen, Roderich!“ rief Harald lächelnd. Er öffnete bei diesen Worten die Thür nach dem Hofe, da er dort Geräusch von Pferdehufen vernahm. Es war Valentinens Rappe, den der Reitknecht vorführte; ein Diener zu Pferde, der ein zweites Pferd am Zügel leitete, folgte ihm, Wagen wurden aus dem Schuppen gezogen. Mägde eilten mit Decken und Betten über den Hof.

„Diese Vorkehrungen könnten den Ruhigsten ängstlich machen!“ sagte Harald nach einer Weile.

„Verzeihen Sie, wenn's geschieht!“ sprach plötzlich Valentinens sanfte Stimme; sie stand hinter Harald, trat dann rasch vor und saß im Sattel, ehe einer der Herren ihr hatte hülfreich sein können.

Wie ein Pfeil flog sie über den Hof, hinaus in das tiefe Dunkel der Nacht. Harald ergriff ein

seltsames Gefühl, als er sie verschwinden sah; er legte es sich als Besorgniß um das Schicksal seines Onkels aus, und kaum wollte sich der Reitknecht auf das zweite Pferd schwingen, das der Diener hielt, so bat er, es ihm zu überlassen. Roderich blickte überrascht zu ihm hin, legte dann aber schnell entschlossen auf das des andern Dieners Beschlag, und als ihre Mäntel herbeigeholt, sprengten sie Valentinen nach. Keine Spur war mehr von ihr zu sehen, und wie eifrig sie auch auf den Hufschlag ihres Rosses lauschten, — sie hörten nur das orkanartige Toben des Sturmes, das laute Brausen des Meeres. — Zu fremd in der Gegend, verfehlten sie im Dunkel den Weg, erkannten zu spät ihren Irrthum, und als sie endlich Nimperow erreichten, waren Stunden vergangen, seitdem Valentine sich von ihnen getrennt.

Das rege Leben im Dörfchen zu dieser späten Stunde setzte Beide in nicht geringes Erstaunen; in den meisten der Häuser brannte Licht, und die Bewohner standen in kleinern oder größern Gruppen trotz der Nachtstunde auf der Straße beisammen.

was sich hier ereignet haben?" fragte Roderich, sein Pferd anhaltend.

Mehrere beeilten sich, das Unglück den fremden Herren mitzutheilen, das sich am Abend vorher in der Nähe des Dorfes zugetragen. Man übertrieb nicht, denn die einfache Thatsache war entsetzlich genug; Harald und Roderich glaubten indessen zu ihrer Beruhigung, daß man, wie stets in solchen Fällen, das Unglück größer darstelle, und ritten nun so rasch wie möglich nach dem nahegelegnen Wirthshause, um an Ort und Stelle ihre Hoffnung bestätigt zu sehen.

In jenem kleinen Gasthause fanden sie aber Alles in der höchsten Bestürzung, in der entsetzlichsten Aufregung. Herr von Eckardstein war soeben verschieden und General von Halden nach dem Tode seines Freundes in den bewußtlosen Zustand zurückgefallen, in dem man ihn am Wege gefunden.

Roderich und Harald fürchteten nach diesen traurigen Nachrichten schon, auch das Schlimmste über den Zustand der Präsidentin und Madame Winter zu hören; jedoch Mathilde, der man eine Botschaft des Unglücks nach Bronswiek gesendet, die nach Nimperow geeilt und soeben aus dem Krankenzimmer

trat, konnte Beide beruhigen, daß für deren Leben keine Gefahr sei. Beide Damen waren nicht so schwer verletzt, wie die Herren, von denen der Eine aus dem Wagen, mit dem Kopfe gegen einen Stein geschleudert, der General aber in dem Wagen weit bis hinter das Dorf geschleift worden.

Mathilde theilte Harald in tiefer Trostlosigkeit mit, daß ihre Mutter sie nicht um sich dulden wolle und trotz ihrer Bitten böse auf sie bleibe. Auf Roderichs Befragen nach Frau von Hochberg war sie gezwungen, ihrem Bruder ebenso unangenehme Mittheilungen zu machen, denn diese Dame hatte mit Lord Edgehill und dem Fürsten Rimperow verlassen, nachdem Jene mit ihr von Bronswiek gekommen. Sie waren mit den übrigen Fremden nach Putbus zurückgekehrt.

Harald beruhigte die trostlose Geliebte so gut wie möglich, bat Roderich, ihre Vertheidigung zu übernehmen, und während die Geschwister zu der Mutter gingen, trat er in das Zimmer, in das man seinen Onkel und den General gebracht. Dort sah er Valentine wieder und wie? — Sie war nicht, wie er glaubte, am Krankenbette des Generals, — den ein Arzt und Chirurg beschäftigt

— er fand sie an dem Lager, über das der Engel des Todes vor Kurzem seine dunkeln Fittige gebreitet. Ihr Kopf ruhte an der Brust des Todten, fest hielten ihre Arme die Leiche umschlungen, lautlos — regungslos lag sie da.

Lange Zeit blieb Harald unbeweglich unter dem ersten, erschütternden Eindruck dieses Anblicks, und er wagte nicht, einen Schmerz zu stören, dessen Ausbruch in seiner ernsten tiefen Ruhe, mächtiger und ergreifender wirkte, als die lauteste Klage, die heißesten Thränen.

Wohl drängten sich ihm die natürlichen Fragen auf: „wie kommt diese Fremde zu dieser Stellung? — was berechtigt sie zu solchem Schmerze?“ — Doch im nächsten Moment tadelte er sich wegen solcher Fragen, und indem er daran dachte, wie viel geliebte Wesen dieser Todte einst im Leben besessen — wie aber so Niemand von Allen in der schwersten Stunde seiner langen Erdenlaufbahn tröstend, helfend neben ihm gestanden, — keine verwandte, befreundete Hand ihm die Augen zugedrückt, wie er sicherlich allein von diesem fremden, jungen Mädchen gepflegt worden, da fragte er nicht mehr nach dem Rechte des Schmerzes, mit dem man den Verlassenen

so sichtbar betrauerte; sondern der Gedanke gewährte ihm Trost, daß der Tod des Greises überhaupt so tief, so warm betrauert wurde, wie es geschah.

Als darum der Arzt nach einer Weile, auf Harald zutretend, ihn bat: „Entfernen Sie Fräulein von Halden von der Leiche!“ entgegnete er schmerzlich: „Nein, nein, lassen Sie sie dort, — lassen Sie sie doch ruhig gewähren.“

Ein heftiges Zittern durchflog Valentinens Körper bei dem Laut von Haralds Stimme; sie richtete sich empor, blickte sich um, ihr Auge traf ihn, und als er einen Moment ihr von Schmerz zerrissenes, vom Weinen ganz entstelltes Antlitz gesehen, sank ihr Haupt wieder an die Brust des Todten, ihre Arme umklammerten von Neuem die starre, leblose Gestalt.

Die Besinnung des Generals kehrte in dem Augenblicke zurück. Nach einer Weile, wo er den Kopf umwandte, fiel sein Blick auf den Todten, auf die Lebende.

„Bringt sie da fort!“ sprach er dringend; „bring' sie da fort, Roderich!“ rief er lauter, als sein Neffe in dem Augenblick in die Stube trat.

er ging zu Valentinen, richtete freundliche, herzliche Worte des Trostes und der Bitte an sie, zog sie sogar einen Moment von dem Lager fort; doch kaum, daß sie ihn angesehen, machte sie sich mit allen Anzeichen heftigen Schrecks von ihm los, warf sich von Neuem über den Todten und rief trostlos: „O warum hast Du Das gethan!"

Niemand verstand diese Worte, außer dem General, der sichtlich darüber erschrak und dessen Antlitz bei dem Ausruf noch farbloser, noch bleicher wurde, wie es bereits gewesen.

„Valentine! Valentine!" rief er flehend. Sie regte sich nicht.

„Valentine, mein Kind, mein geliebtes Kind!" wiederholte er dringender.

Haralds und Roderichs Blicke begegneten sich bei diesem Ausruf unwillkürlich. Ersterer trat dann zu dem jungen Mädchen hin und sprach sanft: „Verlassen sie jetzt den Todten und eilen Sie zu dem Lebenden, der Ihrer bedarf."

Valentine erbebte auch dieses Mal heftig bei dem Ton seiner Stimme, und kaum bemerkte der General diesen Einfluß, kaum gewahrte er, wie sie

sich langsam emporrichtete, murmelte er leise: „O ich wußt's, ich wußt's, daß es so, so kommen würde!"

„Ihr Vater bittet Sie, zu ihm zu kommen!" setzte Harald hinzu.

„Ja, mein Kind, komm zu mir!" rief der General zärtlich.

Valentine sah den Einen, blickte den Andern an, und mit einem Tone, der tief in Aller Herzen schnitt, wiederholte sie leise: „Vater, Kind! — o mein Gott, hätt ich noch einen Vater, wär' ich noch eines Menschen Kind! — — Ich hab' ja aber Niemand mehr, Niemand! Alles, Alles verläßt mich! sogar Du!"

Sie stürzte zum Lager des Generals, und ebenso fest, ebenso inbrünstig, wie sie zuvor die Leiche umschlungen, klammerte sie sich jetzt an den Lebenden. Er schloß sie fest in seine Arme, streichelte ihr Haar, ihr Gesicht, küßte Stirn und Lippen wiederholt und sprach zärtlich:

„Du armes, armes Kind! — Doch meine Valentine, sollten auch wir jetzt bald scheiden müssen, so sei nicht zu traurig; betrübe Dich nicht zu tief, mein geliebtes Kind, wenn ich sterbe! Und mag's auch schrecklich für Dich sein, daß Du Alle, die Du liebst, auf so schnelle, — so entsetzliche Weise ver-

lierst, so bedenke doch stets und vergiß nie, daß Gott es ist, der über Leben und Tod der Menschen entscheidet."

Valentine brach in Thränen aus und rief bittend: „O nein, nein, geh doch nicht von mir — verlaß mich noch nicht!"

„Vielleicht bleib ich noch bei Dir, Du geliebtes Kind, vielleicht kann ich noch Alles ändern!" sagte er weich.

Sie blickte ihn an, momentan leuchtete ihr Auge; doch laut schrie sie auf, als seine Arme plötzlich kraftlos niedersanken, sein Antlitz fahl wurde und die Augen sich umflorten. —

Nicht allein sie, — Alle, selbst der Arzt glaubte, die letzte Stunde seines Lebens sei gekommen. So plötzlich dieser Anfall aber eingetreten, so schnell ging er auch vorüber, und dieses Leben, wie schwer selbst bedroht, hätte vielleicht noch erhalten werden können, wenn der General es nicht selbst wegen einer Idee, wegen eines heißen Wunsches auf's Spiel gesetzt!

Zehntes Kapitel.

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich und Er kann Wunder thun!“ Dieser Ausspruch ist nicht selten das sichere Bollwerk, hinter welches sich die Jünger Aesculaps in den kritischen Fällen ihrer Praxis mit Würde zurückziehen und hinter welcher Schanze sie gespannt des Wunders harren, das sie nicht vollbringen können, nach welchem sie aber stets, wenn es sich ereignet hat, mit einem Wesen, das sehr an ein „Wir von Gottes Gnaden“ mahnt, sagen: „Unsere Bemühungen waren glücklicher Weise erfolgreich!“

Hinter dieses unangreifbare Bollwerk, hinter welches sich schon mancher gelehrtere Doctor, als der Rügen'sche, zurückgezogen, und das, so lange kritische Fälle in der ärztlichen Praxis vorkommen, auch stets eine beliebte Zufluchtsstätte für alle Di-

bleiben wird, denen sich die leidende Menschheit in kranken Tagen anvertraut, — hinter diesen schützenden Wall zog sich denn auch der Arzt zurück, der in Nimperow am Bette der Präsidentin von Halden am Abend des Tages saß, nachdem der Unfall sich zugetragen.

Er war zu ihr geeilt, um ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen: seinen Patienten, den General, davon zurückzuhalten, der Leiche seines Freundes zu folgen, welche man im Begriff stand, nach Bronswiek zu bringen.

Die Präsidentin war anfangs sehr erschrocken über diese Idee ihres Schwagers gewesen, hatte sich aber seltsamer Weise im ferneren Gespräch mit dem Doctor außerordentlich beruhigt, ganz auffallend beruhigt, als der Arzt gesagt: wie den letzten Nachrichten der Dienerschaft zufolge, die von Bronswiek gekommen wäre, im Schlosse bereits mehrere Gerichtsbeamte anwesend, um den Herrn General feierlich zum Erben des verstorbenen Gutsherrn zu erklären.

„Vor dieser Aufregung müssen aber der Herr General geschützt werden!" lautete der Entscheid des Arztes.

Wie erstaunt die Präsidentin nun auch über die Nachricht war, daß ihr Schwager Erbe seines Freundes sein solle, so hörte sie anscheinend ruhig diese Mittheilung an, keine Miene und Bewegung verrieth ihre Überraschung, ihre Freude. — Hatte sie nach dieser Kunde auch im tiefinnersten Herzensgrunde jetzt nichts dagegen, durch baldiges Ableben ihres Schwagers, als nächste Anverwandte, in seine Rechte zu treten und in Besitz des Eckardstein'schen Vermögens zu kommen, war sie doch viel zu klug, viel zu vorsichtig, um nicht äußerlich ganz der Ansicht des Doktors beizustimmen und von ihrem Schwager entschieden zu verlangen, noch in Nimperow zu bleiben.

Der Arzt, durch ihre Worte zufriedengestellt, wollte das Zimmer verlassen, da legte aber die Präsidentin ihre Hand auf seine Schulter und fragte besorgt: „Wenn mein Schwager indessen mit gewohnter Consequenz seinen Willen durchsetzt, kann, wird die Fahrt ihm schädlich sein?"

„Sehr!" rief der Doctor bestimmt.

„Kann, — wird sie ihm den Tod bringen?" hauchte sie leise.

Solche der ärztlichen Wissenschaft so derb auf

den Zahn fühlende Frage ist dem geschicktesten Arzte zu beantworten unangenehm; sie war dem Rügen'schen Aesculap um so fataler, als dessen schwache Seite gerade die Diagnose war und er durchaus nichts mit „prophetischen Gemüthern" gemein hatte.

In diesem kritischen Moment fiel dem guten Manne der rettende Wunderspruch ein, und mit einer Miene, der es weder an Würde, noch Ruhe fehlte, entgegnete er:

„Ich halte die mit der Tour verbundne Aufregung für höchst gefährlich — indessen, bei Gott ist kein Ding unmöglich — Er kann ein Wunder thun und Sr. Excellenz retten."

Die Präsidentin faltete fromm die Hände, betrachtete prüfend den Arzt, und als sie sich überzeugt hielt, daß er kein Wunder vollbringen würde, reichte sie ihm die Hand und sprach vertrauend:

„Ich bin überzeugt, Herr Doktor, Sie können und werden das Mögliche thun — das Uebrige legen wir denn getrost in die Hand des Höchsten!"

Der arme Doctor, von dem man schon oft im Leben „Unmöglichkeiten" beansprucht, war sehr beglückt durch die Bescheidenheit und das Zutrauen der Präsidentin. Er dachte im Innern, „welch herr-

liche Frau" und begab sich getrosten Herzens und Muthes zu Madame Winter, um neuen Verband an den gebrochnen Arm zu legen.

Frau von Halden, die am wenigsten Beschädigte, welche indessen bis jetzt aber auch das Bett gehütet, verließ nun ihr Lager, um den General aufzusuchen.

Sie sah ihn nach dem Unfall zum ersten Mal, sah dort auch Valentine, von deren Anwesenheit sie bereits durch ihre Töchter gehört. Nachdem sie einige Worte herzlicher Begrüßung an ihren Schwager gerichtet, trat sie mit jener gewinnenden Freundlichkeit, die sie ihrem Wesen zu verleihen wußte, auf das junge Mädchen zu. Nach dem ersten Blick in Valentinens feines, bleiches, so kummervolles Gesicht — beim ersten Blick in deren große, lichte Augen, wußte die Präsidentin, daß sie dieses Antlitz schon einmal gesehen, diese Augen schon einmal so angsterfüllt auf ihr geruht. — Sie ließ indessen nichts von einem Wiedererkennen merken und während sie sich vergeblich fragte: „Mein Gott, wo, wann sah ich dieses Mädchen?" rief sie zärtlich: „Endlich, endlich erblicke ich die geliebte Pflegetochter meines theuren Schwagers!"

Sie küßte Valentine auf Stirn und Wangen

sprach im Tone einer Mutter: „Wie blaß Du bist, Du armes Kind!“ dann redete sie mit Thränen von dem Verlust des edelsten, besten der Männer, dem „vortrefflichen Eckardstein.“

Auf den General machten die vielen Worte seiner Schwägerin durchaus keinen Eindruck, ihre Art und Weise war ihm fast peinlich; aber Valentine schien so sichtbar beglückt durch diese herzliche Begrüßung, diese so unvermuthete Art der Behandlung, daß der General seiner Schwägerin von Herzen dankbar war und mit zufriednem Lächeln auf die Beiden blickte, die sich so zärtlich umfaßt hielten. Weniger zufrieden war seine Miene, als die Präsidentin sich von Valentinen ab- und zu ihm hinwandte und ihn mit dringenden Worten zum Bleiben in Nimperow aufforderte. Kaum setzte sie aber zum Schluß ihrer Bitte hinzu: „ich finde Deine Absicht, dem langjährigen, treuen Freunde auf diesem Wege zu folgen, nicht allein begreiflich und natürlich, sondern Deinem Charakter auch ganz angemessen“ — da rief er freundlich: „Jetzt sprichst Du wieder vernünftig, liebe Clara, und nun laß alles Übrige gut sein!“

So folgte denn der General dem Verstorbenen

nach Bronswiek. Es war ein trauriger Zug, der sich am Abend beim Schein der untergehenden Sonne von Nimperow entfernte und langsam nach Bronswiek bewegte. — — — Auf dem ersten, schwarz verhangenen Wagen lag die Leiche des Gutsherrn, auf den zweiten hatte man den General gebettet. Valentine saß an seiner Seite, nur sie hatte er in seiner Nähe geduldet; sein schmerzender Kopf ruhte in ihrem Schooße, ihre kalten Hände kühlten von Zeit zu Zeit seine brennende Stirne. In ihren Zügen lag ein so tiefer Schmerz, eine so unendliche Trauer, daß Roderich und Harald, die zur Seite des Wagens ritten, nicht ohne Bewegung in das bleiche Gesicht des jungen Mädchens sehen konnten, und dieser Anblick, namentlich aus der Brust des Letztern, mehr und mehr den Groll bannte, der sich dort seit Jahren gegen die Pflegetochter des Generals festgesetzt.

Die Präsidentin und ihre Töchter, Madame Winter und deren Söhne folgten in einiger Entfernung dem Zuge, dem sich nicht allein die Bewohner von Bronswiek, sondern fast die ganze Bevölkerung von Nimperow anschlossen. Die ältern Leute des Dor-

als Jüngling gekannt, die jüngere Generation ihn zwar erst als Greis gesehen, doch Allen war er lieb und als ein Sohn ihres Insellandes werth und theuer, Alle betrauerten in ihm einen Freund, einen Wohlthäter.

Als man in Bronswiek anlangte, waren in der That mehrere Gerichtspersonen anwesend; jedoch ihre Absicht, den General mit einer Verordnung des verstorbenen Gutsherrn bekannt zu machen und ein Dokument über diese Bestimmung zu übergeben, konnte nicht ausgeführt werden, da der Kranke völlig besinnungslos auf dem Gute ankam.

So wurde denn nur dem versammelten Hauspersonal und den Gutsunterthanen jenes Dokument vorgelesen. Es enthielt in kurzen Worten die beiden einfachen Bestimmungen: „daß bis zur Testamentseröffnung Alles in Bronswiek unverändert bleiben solle, wie bisher, Nichts versiegelt, nur die Wohngemächer des Verstorbenen verschlossen werden — die Schlüssel indessen in den Händen des Generals bleiben sollten, dieser überhaupt bis zu jenem Zeitpunkt von Allen als unumschränkter Gebieter anzusehen sei.“ Die zweite Bestimmung lautete: „Mein Testament soll in Gegenwart des jetzigen Besitzers

von Tönbering, des Herrn David Henoch, — oder seines Schwiegervaters, Herrn Abraham Hain, eröffnet werden, weshalb die Ankunft des Einen oder Andern in Bronswiek abzuwarten ist."

Diesen beiden Verordnungen war hinzugefügt, wo das Testament des Verstorbenen zu finden.

Harald fühlte sich durch jene gerichtlichen Bestimmungen nicht allein in seinem Rechte als einziger Verwandter beeinträchtigt, sondern auch tief gedemüthigt, sich jetzt auf dem Gute seines Onkels dem Willen eines Andern unterordnen zu sollen. So klar, wie noch nie, fühlte er an dem Tage, was es hieß, in all seinen Illusionen getäuscht, in all seinen Lebenshoffnungen betrogen zu sein! — „Und wer hat mich um Alles, Alles gebracht?" fragte sich der junge Mann. Wiederum beschuldigte er Den, den er seit lange als den Zerstörer seines Lebensglücks angesehn. Am liebsten würde er, nach Anhörung jener zwei Bestimmungen seines Onkels, an's Krankenbett des Generals geeilt sein, um ihm jene furchtbare Anklage niedriger Erbschleicherei zuzudonnern und Rechenschaft zu fordern über seine so unehrenhafte Handlungsweise.

Flehen und Bitte, die Testamentseröffnung abzuwarten, Valentinens kurzes, schriftliches, dringendes Gesuch: „Wegen gänzlicher Unfähigkeit des Generals die Geschäfte des Hauses und Gutes zu übernehmen, für die Leichenfeierlichkeiten Sorge zu tragen.“

Harald berieth mit der Präsidentin, ob er Valentinens Bitte willfahren, oder Roderich, als dem Neffen des von seinem Onkel Bevollmächtigten, Alles übertragen solle.

War Frau von Halden bereits durch Anhörung der Verordnung Etwas aus dem Himmel ihrer Hoffnungen gestürzt, so trug Valentinens Gesuch an Harald vollends dazu bei, diese Hoffnungen zu vernichten. Sowie sie sich vordem gesagt: „Wäre mein Schwager Erbe, zu was der Aufschub und die Citirung Fremder?“ ebenso sagte sie sich jetzt: „Wäre er Erbe, wie käme dann das Mädchen, das sicher Alles weiß, dazu, Harald zur Geschäftsübernahme aufzufordern?“ — Der mehr und mehr sinkende Muth der Präsidentin belebte sich, wie Alle im Hause, alle nach Bronswiek kommenden Fremden den General als Erben bezeichneten, und die letzte bange Sorge schwand, als ihr Schwager in den ersten

Minuten klarer Besinnung sie bat: mit ihrer Familie bis zur Testamentseröffnung in Bronswiek zu bleiben.

Diese Bitte gaukelte ihr tausend glänzende Hoffnungen vor, sie besiegte jeden ihrer Zweifel. — Wohl richtete sie, um Gewißheit zu haben, manch offne, manch versteckte Frage an ihren Schwager; General von Halden beantwortete deren keine, da er stets nach wenigen Secunden klaren Bewußseins in jenen besinnungslosen Zustand verfiel, in dem er nach dem Unfalle auf Bronswiek angelangt. Wie schwer das Warten der Präsidentin denn auch wurde, blieb ihr nach allen vergeblichen Versuchen, Gewisses zu erfahren, doch zuletzt Nichts anderes übrig, als des Zeitpunkts der Testamentseröffnung in Ruhe zu harren.

An Harald hatte der General dieselbe Bitte gerichtet, und obgleich Jener durchaus nicht begriff, warum er bei Eröffnung eines Testaments zugegen sein solle, in dem er doch, wie der General einst selbst geschrieben und wie aus Allem zu ersehen war, durchaus nicht bedacht worden, so hatte er doch nicht den Muth, dem Wunsche eines schwer Kranken entgegen zu handeln, hatte nicht den Muth, der

traurigen Valentine die dringende Bitte abzuschlagen: bis Ende des Herbstes, bis zu welchem Zeitpunkt Herr Henoch erst in Bronswiek eintreffen könne, auf dem Gute zu bleiben. Und da Beider Wünsche sich mit den lebhaften Wünschen seines Herzens vereinten, so kam er dem Verlangen nach, bat mit Roderich zu gleicher Zeit um längern Nachurlaub, und dieses Gesuch wurde ihnen unter den obwaltenden Verhältnissen bewilligt.

So ernst und trübe auch diese Zeit in vieler Beziehung war, gewährte sie Harald und Roderich doch ein Glück, das Beide von ihrem Aufenthalte in Rügen nie erwartet. Ersterer, nun mit Mathilde unter einem Dache lebend, sah die Geliebte nicht allein täglich, sondern fand auch häufig Gelegenheit, ungestört mit ihr zu reden, indem die Präsidentin unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht gegen die Neigung Beider war, wenn sie auch nie das Geringste sagte oder that, dieser Liebe Vorschub zu leisten.

Was Roderich anbetraf, so hatten sich seine kühnsten Hoffnungen in Bezug zur Gräfin Hochberg nicht allein verwirklicht, sondern sie waren weit übertroffen worden. Er ahnte nicht den Grund ihres

plötzlich ganz veränderten Benehmens, — glaubte nur ihren Worten: daß seine ernsten Ermahnungen am Herthasee sie tief erschüttert, sie fortan nur ihm leben wolle und — war glücklich!

Zur Gräfin Hochberg war auch das Gerücht gedrungen, daß General von Halden Universalerbe des Eckardstein'schen Vermögens sei. Zerfiel dieses Vermögen, ihrer Berechnung nach, denn nun auch nach dem Tode des Generals in mehrere Theile, so hielt sie sich doch überzeugt, daß Roderich, als der älteste Sohn, Bronswiek übernehmen und seine Stellung und Lage dadurch eine glänzende werden würde. Glanz und Reichthum waren die Idole dieser Frau; ihnen hatte sie seit Monaten Roderichs treue Neigung opfern wollen, diesen beiden Götzen ihres Lebens verdankte Roderich jetzt ihre wiedererwachende Liebe.

War sie auch zu klug, den reichen Lord und Fürsten nicht wegen einer bloßen Aussicht zu verabschieden, so ließ sie doch Roderich unter ihren Verehrern wieder wie früher den ersten Rang einnehmen. Sie gab gegen die aus dieser Stellung so plötzlich Verabschiedeten den Grund an: dem jun-

Pflege, die er ihrem verstorbenen Gemahl gewidmet, um nicht jetzt, wo er unter Krankheit zu leiden, nach Kräften frühere Aufmerksamkeiten zu vergelten, ihn zu zerstreun und zu erheitern. So kam sie denn häufig nach Bronswiek, lud ihn noch häufiger nach Putbus ein, und war er dort, so lebte sie nur ihm.

Drei Wochen genossen die Liebenden inmitten von Tod und Krankheit ein Glück, wie es eben die Liebe nur unter solchen Umständen zu genießen vermag, die sich kühn und frei über Alles fortschwingt, das ihren Lauf nicht hemmt.

Valentine brachte diese Zeit größtentheils am Krankenbette des Generals zu, und die unermüdliche Pflege, die sie ihm Tag und Nacht widmete, der Schmerz über seine Leiden erweckten in Harald und Roderich von Neuem den Verdacht, welchen ihr Ausruf am Todtenbette Eckardsteins beseitigt, bestätigten auch in der Präsidentin immer fester die Vermuthung: daß die Pflegetocher ihres Schwagers seine wirkliche Tochter sei.

Wohl machte die Präsidentin Versuche, Valentinen bei der Pflege zu unterstützen; doch der General zeigte immer größere Unruhe, wenn Mehrere im Zimmer. Ueberließ sie dann auch dem jungen Mäd-

chen bald die ganze Fürsorge für den Kranken, so that sie dies doch nicht, ohne ihre tiefe Trauer in milden und sanften Worten darüber auszusprechen: „Valentine so bevorzugt, — sich und ihre Töchter gänzlich verdrängt zu sehen und völlig überflüssig zu wissen.“

Valentine fühlte das Peinliche ihrer Lage und Stellung tief, empfand auch das Verletzende, das für die Verwandten in der deutlichen Vorliebe des Generals für sie lag. Mit dem ihr eignen Takt wußte sie einigermaßen ein Gleichgewicht herzustellen und der scheinbar gekränkten Präsidentin den höhern Platz im Hause anzuweisen. Sie überließ ihr, die Honneurs zu machen, überließ ihr, alle Anordnungen zu treffen und fragte sie selbst in jeder Kleinigkeit um ihren Rath, um ihre Ansicht, und that Nichts, was Jene nicht billigte.

Die Präsidentin war von solcher Unterordnung sehr entzückt, übernahm mit sicherer Hand die Zügel der Regierung im Hause und ließ Valentine ungestört im Krankenzimmer walten. Diese verließ das Zimmer nur von Zeit zu Zeit, nur dann, wenn der General in jenem völlig bewußtlosen Zustand versank, der, je häufiger er sich wiederholte, immer länger dauerte und zuletzt Tage lang anhielt. An sol-

chen Tagen fuhr Valentine nach einer nahe gelegnen Besitzung „Hillerhörn", die Baron Eckardstein erst wenige Tage vor seinem Tode gekauft und welche noch nicht dem Gute Bronswiek als zugehörig einregistrirt worden.

Hillerhörn besaß an Ländereien wenig, sein ehemaliges altes Herrenhaus, das auf breitem Felsplateau sich dicht am Meere erhob, war, wenn auch nicht verfallen, so doch in völlig unbewohnbarem Zustande, da es seit langer Reihe von Jahren leer gestanden und nichts dafür gethan. Auch der große an's Haus grenzende Garten war völlig verwildert, und nur die dort befindliche Kreideschlemme nebst allen dazu gehörigen Baulichkeiten in bester Ordnung gehalten. Sie war eine der großartigsten an Jasmunds Küste, das Steckenpferd des frühern Besitzers gewesen, der auf diesen Hauptbestandtheil seines Grundstücks alle Kraft, all seine Mittel verwendet.

Zu Aller Erstaunen hatte der General in den ersten Minuten klaren Bewußtseins den innern Ausbau dieses alten Hauses und die Verschönerung des Gartens angeordnet, wie auch zu gleicher Zeit den lebhaften Wunsch ausgesprochen: „daß Beides vor Einbruch des Winters beendet sein möchte."

Wie sich nun aber auch Jeder über diese Bestimmungen wunderte, ihnen entgegenhandeln konnte Niemand, da General von Halden unumschränkter Herr auf Bronswiek war.

Valentine hatte es übernommen, für Ausführung seiner Anordnung zu sorgen; sie ließ einen Baumeister, Zimmerleute, Maurer, Gärtner aus Stralsund und Stettin kommen, weil auf Rügen im Augenblick nicht die ausreichenden Arbeitskräfte vorhanden, Hillerhörn so schnell in Stand zu setzen, wie der General befohlen.

Der Eifer, mit dem sie die Sache betrieb, brachte Alle auf den Gedanken, daß jenes Besitzthum sicherlich für sie selbst ausgebaut werde. Beatrice ging in ihren Behauptungen sogar so weit, Valentine zu beschuldigen, den verstorbenen Baron in seiner Todesstunde zu der Verschreibung Hillerhörns veranlaßt zu haben. Als Grund dieser Vermuthungen gab sie an, daß Valentine, nachdem sie in jener Unglücksnacht nach Nimperow gekommen, die um den Baron beschäftigte Gastwirthin und auch den Arzt sehr bald aus dem Zimmer geschickt habe, dann lange und eifrig mit Herrn von Eckardstein gesprochen,

der Stube getreten sei mit dem Verlangen, eiligst einen Boten zum Schulzen des Orts zu schicken. Nach dessen Ankunft sei auch der Wirth in's Zimmer gerufen worden, der Baron habe längere Zeit mit Beiden gesprochen, dann Etwas aufgeschrieben, nachdem ihr und des Arztes Zeugniß verlangt, daß er bei voller Besinnung sei und als sie solches abgegeben, das Papier versiegelt und Valentinen mit den Worten überreicht: „Gieb Das dem Notar zur bestimmten Stunde und sei überzeugt, daß diese Verschreibung gültig."

Beatrice versicherte, daß ihr der Wirth dies Alles selbst erzählt und auch behauptet: während der Unterredung des Barons mit dem Fräulein mehreremale deutlich das Wort „Hillerhörn" gehört zu haben.

Niemand bezweifelte, daß sich Alles verhielt, wie Beatrice vermuthete und hatte nun auch Valentinens anziehende Erscheinung, ihr einnehmendes Wesen alle Herzen für sie erwärmt, so kühlten sich die Gefühle der Theilnahme und des großen Interesses an ihrem Schicksale doch sehr ab, als man Grund zu haben glaubte, sie für egoistisch, für berechnend zu halten — berechnend am Lager eines Sterbenden! —

Der warme, herzliche Ton, mit dem man Valentine kurz nach Baron Eckardsteins Tode angeredet, verschwand nach Beatricens Mittheilungen völlig. Alle wurden kälter, frostiger und zurückhaltender, je öfter sie nach Hillerhörn fuhr, je freudiger sie davon sprach, wie hübsch das alte Haus werde, wie günstig das Terrain des verwilderten Gartens zu den neuen Anlagen sei. Nur die Präsidentin, welche stets im Leben vorsichtig und klug handelte, ließ sich nie zu einer Rücksichtslosigkeit gegen Valentine verleiten, und blieb selbst da freundlich und höflich, als Jeder sich berechtigt glaubte, dem jungen Mädchen mit Geringschätzung begegnen zu dürfen.

Es war bei der Gelegenheit, wo eine Sendung Tapetenproben und Zeichnungen von Meubles, die für das Wohnhaus in Hillerhörn bestimmt, in Bronswiek anlangten. Valentine zog Alle, namentlich aber Harald, bei Auswahl zu Rathe, notirte indessen stets Das, was nach Aller Ansicht das Schönste und Beste. Sie, die in der letzten Zeit sich schon oft über die Unfreundlichkeit gewundert, mit der man ihr begegnete, erstaunte an dem Tage noch mehr über die sichtbare Mißbilligung in Aller Mienen und begriff

Blitzstrahlen aus Haralds Augen leuchteten und sie trafen. Geduldig, wie sie alles bisherige große Leid ihres Lebens ertragen, beschloß sie, auch diese Widerwärtigkeiten hinzunehmen, die ja so klein, so unbedeutend waren im Vergleich zu all den Schmerzen, die sie schon so frühzeitig kennen gelernt. Wie erstaunte aber Valentine im Verlauf der nächsten Wochen mehr und mehr über die Wirkung solch kleiner, aber andauernder Widerwärtigkeiten, solch unbedeutender Reibungen, die sich täglich erneuern. Sie wußte noch nicht, daß diese ewigen Nadelstiche des Geschicks oft tiefer schmerzen, als ein größeres, unmittelbar aus Gottes Hand kommendes Leid; sie wußte noch nicht, wie solch kleine, unausgesetzte Qual das ruhigste Gemüth zu reizen, zu erbittern vermag. Diese Zeit bot Valentinen eine neue, ungekannte Prüfung in der Geduld. Ihr sanfter, liebenswürdiger Charakter bewährte sich auch in den oft so schweren Stunden und sicherlich würden diese kleinen Anfechtungen des täglichen Lebens sie tiefer einschneidend geschmerzt haben, wenn nicht immer und wieder eine große Sorge um ihr ferneres Geschick mit voller Gewalt an sie herangetreten wäre, ein Geschick, das General von Halden noch von ihr abzuwenden gehofft,

welches zu ändern aber sein Gesundheitszustand nicht mehr erlaubte und daher von Tag zu Tag drohender an Die herantrat, die sich ihm nicht zu beugen vermochte, augenblicklich noch Nichts thun konnte, sich jener Sorge zu entledigen.

Elftes Kapitel.

Wochen waren vergangen, in denen Gott nicht das Wunder gethan, das der Arzt, welcher den General von Halden in seiner Krankheit behandelt, von ihm erwartet. Nach langen Leiden war er endlich sanft und ruhig aus der Welt geschieden, ohne je auf länger als Secunden zur völligen Besinnung gebracht zu sein, ohne vollbracht zu haben, was sein letzter Erdenwunsch gewesen: „Valentinens Zukunft gesichert zu sehen.“

Drei Wochen ruhte General von Halden nun bereits neben seinem Freunde und die kalten, rauhen Stürme des Spätherbstes brachten jeder auf ihren Gräbern blühenden Blume den Tod, — entblätterten mehr und mehr das dichte Laub der alten Eichen, die ihren Hügel umkränzten, und noch immer war Herr Henoch nicht in Bronswiek eingetroffen, —

noch immer das Testament Herrn von Eckardsteins nicht eröffnet.

An einem Abend der ersten Tage des Novembers finden wir die Mehrzahl der Bewohner von Bronswiek und die dort anwesenden Gäste im kleinen, grünen Salon neben dem Königssaale versammelt, dem gewöhnlichen Vereinigungsorte Aller. Das Gemach ist durch mehrere Lampen tageshell erleuchtet, die Vorhänge, von grünem Seidendamast, an den Fenstern zugezogen, so daß kein Blick in das Dunkel des Herbstabends dringen kann; — in dem mächtigen Kachelofen brennt ein starkes Holzfeuer, und auf den verschiedenen Sophas, Divans und Fauteuils finden wir die Gesellschaft, die anscheinend ein Bild der Behaglichkeit bietet.

Die stattliche Erscheinung der Präsidentin von Halden entdecken wir im hochlehnigen Kanapee im Fond des Salons neben der corpulenten Gestalt ihrer Jugendfreundin, Madame Winter. Letztere hält mit unermüdlicher Geduld einen Strähn arg verwirrter Seide, den die Erstere mit Geschicklichkeit und Ausdauer ruhig abwickelt. Die Präsidentin thront mit der Würde einer Königin in diesem

den Ausdruck vollkommener Zufriedenheit, nimmt nur mitunter den vollster Bewunderung an, und sie schaut dann lächelnd auf die Freundin, drückt ihr liebreich die Hand. Der dicken Weinhändlerin kleine Augen feuchten sich in solchen Momenten vor Wonne, und sie richtet mit Stolz den Blick auf ihren Erstgebornen.

Herr Sigismund Winter liest vor, liest an dem Abend, wie bereits seit neun Tagen, einem scheinbar aufmerksam horchenden Auditorium sein jetzt vollendetes zweites Geschichtswerk: „Die Zerstörung Troja's und die Grundidee der Griechen bei seinem Sturze."

Dieses Auditorium besteht, außer den genannten Damen, aus den drei Töchtern der Präsidentin, der Erzieherin und dem Lehrer Valentinens, Harald, Roderich, Edmund Winter und Gräfin Hochberg. Diese Letztere war vor fünf Wochen nach Bronswiek gekommen, um „Abschiedsbesuch" zu machen, konnte sich aber dem Anschein nach noch immer nicht zur Trennung entschließen.

Die drei Töchter der Präsidentin nähen Leinen, denn Frau von Halden gehört zu der Sorte von Müttern, die in Gegenwart solid denkender Männer

nie dulden, daß ihre Töchter sich mit Luxusgegenständen beschäftigen. Mathilde arbeitet am eifrigsten, blickt nur von Zeit zu Zeit lächelnd auf Harald, und er schaut wiederum oft ernst und besorgt auf die Geliebte, die gar so bleich aussieht, manchmal mit allen Anzeichen erschöpfter Kräfte an den Stuhl zurücklehnt und die Augen mit der Hand bedeckt. Begegnet Mathilde solchem Blick, so näht sie wieder rasch, um anscheinend jede Besorgniß zu zerstreuen.

Beatrice, die dem Autor der Zerstörung Troja's gegenüber sitzt, stützt oft den Kopf sinnend in die Hand, sieht den Leser mit ihren großen, funkelnden Augen bewundernd an und ruft hin und wieder: „Wie herrlich geschildert! Wie schön aufgefaßt!“ Ein dankender Blick des Geschichtskundigen belohnt solch überwallendes Gefühl des schönen Mädchens.

Clara, die jüngste der anwesenden Töchter, zerreißt oft ihren Faden, verliert die Nadel, gähnt verstohlen und lacht schelmisch, wenn sie bemerkt, wie die Gouvernante Valentinens den Lehrer beobachtet, der ein Kästchen aus Holz schnitzt. Jene würdige Dame, die seit siebzehn Jahren im Geheimen die Braut des Lehrers, Herrn Candidaten Theobald,

ist, und welche binnen Jahresfrist, wo ihrem Verlobten eine Pfarre verheißen, in den Ehestand zu treten hofft, häkelt Gardinen für die zukünftige Einrichtung. Harald zeichnet, Roderich raucht und sein Auge ruht entzückt auf der reizenden Blanche von Hochberg, die auf einer Chaise longue liegt und mit ihren feinen weißen Händen, das lange, weiche, leicht gelockte Seidenhaar ihres Spitzes streichelt. Dieses Hündchen, das meistens still und unbeweglich im Schooße seiner Herrin ruht, beginnt nur dann kläglich zu winseln und aufzubellen, wenn der Autor, hingerissen durch die Macht seiner Darstellung des berühmten Argonautenzuges seine Stimme so laut erhebt, wie nur Herkules gethan haben konnte, als er die Wortbrüchigkeit des Königs Laomädon erfuhr und mit seinem Freunde Telamon ihn des Thrones und Reiches beraubte.

Assessor Winter blickt bei derartigen Störungen empört auf den kleinen Hund, noch verletzter aber schaut er empor, wenn seine brüderliche Liebe Unterbrechungen veranlaßt. Edmund Winter baut nämlich von Zeit zu Zeit von sämmtlichen auf dem Tische stehenden und liegenden Arbeitssachen der Damen eine künstliche Pyramide, und hat er Nähkästchen

und Etuis, Zwirn, Baumwolle, Scheeren, Nadeldosen zu bedrohlicher Höhe erhoben, so blickt sich gewöhnlich eine der Damen, meistens die neckische Clara, nach ihren Utensilien um. Der Herr Unterförster beeilt sich dann, nicht immer in geschicktester Weise, den fraglichen Gegenstand hervorzuziehen, wobei es nicht fehlt, daß der ganze Bau mit Gepolter zusammenstürzt.

Alles sieht gewöhnlich erschreckt den Sünder an, der Spitz bellt lauter, Clara lacht herzlich und der Autor geräth, wenn er gerade in Einschaltungen begriffen, nicht selten aus dem Concept. Betreffen derartige Einschaltungen bei seinen geschichtlichen Vorträgen irgend eine Kriegstaktik oder besondere Gewandtheit eines Feldherrn, so kann die Präsidentin hin und wieder nicht ein schlaues, zufriedenes Lächeln unterdrücken, das unwillkührlich über ihr Antlitz gleitet, erinnert sie sich ihrer List, mit der sie den klugen Mann bethört und dahin zu bringen verstanden, wohin sie gewollt.

Herr Sigismund Winter war nämlich zehn Tage zuvor mit seiner Mutter nach Bronswiek gekommen, um dort endlich eine Angelegenheit zu beenden, die

wie früher seine Idee über Hannibals Grundidee zum zweiten Punischen Kriege, — eine Angelegenheit, die ihn jetzt noch lebhafter beschäftigte, wie die Zerstörung Troja's und die Grundidee der Griechen bei dessen Sturze. Mitte November beabsichtigte Sigismund mit seinem Werke nach Leipzig zu reisen, um dasselbe seinem Verleger zum Druck zu übergeben und zugleich seine Entlassung aus dem Staatsdienst zu betreiben. Vorläufig mit den Grundideen berühmter Feldherren fertig, schien er jetzt auch fest entschlossen, seine Liebes- und Heirathsideen zu gleich glücklichem Endresultat zu bringen. Ihn bedrückte der Gedanke, daß Mathilde jetzt täglich — stündlich mit Harald zusammen — er war der Ungewißheit müde, und seine Geduld, welche die Präsidentin seit Jahren auf sehr harte Proben gesetzt, nun zu Ende.

Hatte Sigismund sich aber so lange geduldet, meinte die Präsidentin, könne er sich auch noch die nächsten acht Tage gedulden, binnen denen Herr David Henoch laut neuesten Nachrichten endlich in Bronswiek eintreffen sollte.

Die stets berechnende Präsidentin dachte nämlich: „Ist General von Halden Erbe des Eckardstein'schen

Vermögens, und treten ich und meine Kinder nach dessen erfolgtem Tode in seine Rechte, so kann und will ich ferner nicht das Geringste gegen eine Heirath meiner Tochter und Harald einwenden." Graf Tondern blieb der ehrgeizigen Frau stets erwünschterer Schwiegersohn, wie Assessor Winter, der Sohn eines Kaufmanns.

War aber ihr Schwager nicht Universalerbe, — wurde Mathilde durch ihn nicht reich, so wollte sie dann ihre Tochter auf andere Weise glänzend versorgt wissen und sich und ihren übrigen Kindern Vortheile erhalten, die für sie aus der Winter'schen Freundschaft seit Jahren entsprungen waren — durch verwandtschaftliche Beziehungen nur gesteigert werden konnten.

So wünschte denn die Präsidentin jetzt lebhafter wie je, Sigismunds Anfrage zu verzögern, und um den entscheidenden Schritt von seiner Seite für den Augenblick zu vermeiden, suchte sie ihn wiederum durch das beste und unfehlbarste Mittel, dessen Macht und Kraft sich stets bewährt, auch dieses Mal von seinen Liebesgedanken abzuziehen. Es war die Lektüre seines Geschichtswerkes. Mit Schrecken dachte sie zwar selbst an die drei dicken Bände, deren In-

halt sie während der letzten Wochen zehnfach schon gehört, an seine weitschweifigen Einschaltungen, die selbst ihre Geduld schon oft ermüdet; aber der offenbare Vortheil, den das Lesen bot, siegte, und indem sie dachte: Besser, — wir Alle langweilen uns jetzt acht bis vierzehn Tage, als daß ich voreilig handle und später vielleicht Jahre lang bereue — sagte sie laut: „Lieber Winter, Sie müssen uns, ehe Sie reisen, Ihr Werk vorlesen, uns endlich ein anschauliches Bild des Ganzen geben — eines Ganzen, auf das gewiß Jeder von uns sehr begierig."

Niemand war begierig und Alle erschraken; selbst der Autor schien unbefriedigt. Hatte er doch jetzt in Bronswiek auf Liebe und nicht abermals auf alte Geschichten gerechnet. Vielleicht würde er nicht so willig auf die Bitten der Präsidentin eingegangen sein, wenn er sich nicht überzeugt gehalten: durch dieses vollendete Werk in Mathildens Herzen zu lesen und ihr zu zeigen, welch einen Schatz von Wissen sein Inneres barg.

War die Ueberzeugung auch für seine große Eitelkeit auf seine persönliche Erscheinung ein empfindlicher Stich und hätte er es lieber gesehen, wenn Mathilde ihn wegen seiner andern Eigenschaften und

Vorzüge geliebt, — so besaß er doch Philosophie genug, um des schönen Endresultats willen alle kleinen Zwischenfälle zu übersehen, und ihn tröstete beim Rückblick auf so manchen solcher Zwischenfälle der Gedanke: daß ja alle großen Geister Hindernisse im Leben zu überwinden gehabt und das Ideal seiner Jugend „Hannibal" mit ganz anderen Schwierigkeiten als er gekämpft, um das Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen.

So eilte Sigismund denn nach Wallowitz, sein geliebtes Manuscript zn holen, und während Alle mit Entsetzen auf dessen Umfang starrten, blickte er voll Stolz und Zufriedenheit auf das Resultat seines Forschens und Wissens — das Resultat seiner Mühe und Arbeit. Seit neun Tagen schon las er unaufhörlich, — fing an, wenn Morgens nach dem Frühstück die Gesellschaft zusammenblieb, ließ den Damen Mittags oft kaum Zeit zur Toilette, und Nachmittags, sowie man den Kaffee eingenommen, griff er wieder zu seinem Manuscripte und las oft bis zum späten Abend. Jedenfalls würde er während der Zeit schon bedeutend weiter vorgeschritten sein, wenn er nicht stets zwischen der Lektüre freie Vorträge über dasselbe Thema eingeschaltet. Daß seine

Zuhörer sehr oft in Verzweiflung geriethen, ahnte er nicht, — noch weniger, daß selbst die Präsidentin mitunter dachte, wie Mathilde zu bedauern sein würde, wenn sie ihr Gemahl zeitlebens mit Grundideen zu Kriegen quäle! — —

Sigismund Winter bedauerte bei seinen Vorträgen nur Eins: daß Valentine sein Auditorium nicht vergrößert. Sie erschien nur selten im Salon. Ob Wunsch und Neigung allein sie an ihr Zimmer bannte, lassen wir dahingestellt sein, erwähnen nur, daß, wenn sie in den ersten Wochen nach dem Tode Baron Eckardsteins in den Familienkreis getreten, außer der Präsidentin selten Jemand ein herzliches Wort an sie gerichtet, alle Anderen kaum die nothwendigen Formen äußerer Höflichkeit gegen sie beobachtet. Zu schmerzlich durch kalten Ton und oft so schroffes Wesen berührt, hatte sie sich mehr und mehr auf ihre Zimmer zurückgezogen und die Heimkehr ihrer Erzieherin und ihres Lehrers, den Wiederbeginn ihrer Stunden, zum Vorwand für ihr Fernbleiben angegeben. Wohl hatte sich manchmal der Wunsch in ihr geregt, Mitglied des hübschen Familienkreises zu sein, Theil an dessen geselligen Vereinigungen zu nehmen, mit Mathilde und Beatrice

zu musiciren oder mit Harald im Freien zu zeichnen und zu malen. Nie von Jemand dazu aufgefordert — nie nach ihren kleinen Talenten befragt, hatte sie Alles nur für sich in der Einsamkeit ihres Thurmzimmers getrieben, war zu stolz gewesen, sich in einen Kreis zu drängen, in dem man sie nicht zu haben verlangte.

Allen fremd, war sie nach dem Tode Eckardsteins in diesen Familienkreis getreten und trotz einer wochenlangen Hausgenossenschaft auch fremd darin geblieben.

Voll Takt hatte Mathilde in der ersten Zeit mitunter Valentinens isolirte Stellung im Hause zu bessern gesucht, da aber jede Annäherung ihr Verdruß mit Harald bereitet, sich zuletzt darein gefunden, kalt und förmlich gegen sie zu bleiben, die doch so lebhafte Sympathien in ihrem Herzen wach gerufen. Valentinen waren diese Bestrebungen Mathildens nicht entgangen, und konnte sie ihr auch nicht in Worten die Dankbarkeit ihres Herzens ausdrücken, weil Harald jedes vertrauliche Gespräch zwischen beiden Mädchen zu verhindern wußte, so geschah's doch durch Thaten, — Thaten, von denen zwar bis zu dem Augenblick Mathilde nichts ahnte,

die indessen Valentinens einzige Freude in der schweren Zeit waren.

Schwer, sehr schwer wurde Valentinen namentlich durch Haralds stete Unfreundlichkeit diese Zeit täglichen Beisammenseins, und der Ton, mit dem er sie bei unvermeidlicher Anrede: „Fräulein von Halden“ oder „gnädiges Fräulein“ nannte, hatte so viel Verletzendes, daß sie oft kaum die Thränen zu unterdrücken vermochte, am liebsten fort, weit fort geeilt wäre von dem Orte, um nur nicht diese Stimme zu hören, dieser Kälte seines Wesens zu begegnen. Hätte Valentine nur die leiseste Ahnung von der Grundursache dieses schroffen Wesens gehabt, — wie würde sie gejubelt haben! — Sie hatte ihn, der außer für Mathilden nie Aug' und Sinn für andere weibliche Wesen gehabt, überrascht durch ihre so außergewöhnliche Erscheinung, ihn interessirt am Sterbebett seines Onkels; ihn verfolgte der Schimmer ihrer seltsamen Augen, der wunderbare Ausdruck ihrer Züge, und ihr eigenthümliches Bild drängte sich mehr und mehr zwischen das der Geliebten, der so lang, so heiß geliebten Mathilde. — Wie störend wurde das Harald, dem eigenwilligen Menschen, der seit Jahren in blindem Hasse diesem

Mädchen gegrollt! — Kaum hatte er den kleinsten Anhalt, sie wieder überschütten zu können mit allem Bösen, so that er's — that's mit einer Art von Vergnügen; er klammerte sich wiederum an seine vorgefaßte Meinung, hörte immer von Neuem gern die Erzählung Beatricens über die Vorgänge in Nimperow an. Und als er erst einmal vermocht, ihr mit Kälte zu begegnen, das Weh erkannt, das er ihr damit bereitete, da war er, von Leidenschaft verblendet, weiter und weiter gegangen, hatte an ihr Rache genommen für das Thun ihres Pflegevaters! — — —

Vergeblich hatte die Präsidentin Harald gebeten, Valentinen rücksichtsvoller zu begegnen — er war bei seiner Art geblieben und hatte nur manchmal geantwortet: „Wer weiß, ob Sie nach der Testamentseröffnung nicht auf meine Seite treten.“ Wie unangenehm Frau von Halden auch solche Andeutung war, wurde sie doch nicht anders gegen Valentine, hielt es im Gegentheil gerathner, sie sich durch Freundlichkeit völlig zu verbinden. Valentine würde der Präsidentin für deren häufiges taktvolles Einschreiten, bei der oft so tief verletzenden Umgangsweise der Andern, bedeutend dankbarer gewesen sein

und sich näher an sie angeschlossen haben, wenn ihr nicht so oft ein forschender, fast durchdringender Blick aus den Augen der Frau begegnet wäre, und sie nicht stets die Furcht gequält hätte, nach ihrer früheren Begegnung gefragt werden zu können.

Diese Furcht Valentinens war aber bis dahin ungegründet, denn Frau von Halden hatte noch immer nicht enträthselt, wo sie früher schon einmal jene Augen, jenes Antlitz gesehen. Darum war es ihr auch gar nicht lieb, daß sie Valentine so selten sah, indem sie stets hoffte, bei öftern Zusammensein doch endlich zu ergründen, wo und wann sie ihr zuerst begegnet. Valentine entzog sich indessen mehr und mehr dem Familienkreise und war in den letzten Wochen fast nie mehr im gemeinschaftlichen Salon erschienen. Oft fuhr sie schon in der Frühe des Morgens nach Hillerhörn, wo der Ausbau des Hauses vollendet und nun die innere Einrichtung vorgenommen war. Nach den fast täglich anlangenden Kisten, Paqueten und Ballen mußte diese Einrichtung reich und prächtig werden. Valentine sprach jetzt nie mehr darüber, da sie nach und nach begriffen, daß Keiner sich für ihr Werk interessire, solches Gespräch nur immer Anlaß gab, ihr unhöflich zu begegnen.

Auch an dem Abend, an dem wir die übrigen Bewohner von Bronswiek im kleinen Salon neben dem Königssaal gefunden, war Valentine noch nicht von Hillerhörn heimgekehrt. Tief war die Dämmerung bereits eingebrochen, als ihr Wagen in den Schloßhof fuhr.

Zu Aller Erstaunen betrat sie bald nach ihrer Ankunft den Salon, und ihr Antlitz war von einem so lichten Schein der Freude umstrahlt, ihr Auge so wunderbar tief und leuchtend, daß Niemand sie ohne Ueberraschung, ohne Interesse anblickte. Solch freudiger Verklärung hatte Keiner das ernste, stille Gesicht fähig gehalten, solchen strahlenden Glanz ihrem traurig blickenden Auge nie zugetraut. Unwillkürlich blieben Aller Blicke an ihrem Antlitz haften, und namentlich übte dessen so eigenthümliche Schönheit wenigstens momentan wieder auf Harald eine Art von Zauber aus.

Dieser Nimbus schwand aber schnell, als die Präsidentin nach gegenseitiger Begrüßung freundlich sagte:

„Bald werde ich schelten, liebe Valentine, daß Du Dich uns so ganz entziehst!“ und das junge

Grund fällt mit heute fort, gnädigste Frau, denn Hillerhörn ist vollendet!"

„Also nur die Freude über den Besitz hat sie so verklärt!" dachte Harald, und wiederum maaß er sie mit Blicken, wie die Verachtung nur auf gemeine Habsucht niederschaut.

„Wie seltsam, so rein und unschuldig auszusehn, und so berechnend und eigennützig zu sein!" lauteten die Urtheile, welche die Mehrzahl der Uebrigen nach ihrer Aeußerung innerlich über Valentine fällte.

Auch diesmal war die Präsidentin die Einzige, die Valentine nicht durch theilnahmloses Schweigen beleidigte, und wenigstens mit dem Tone lebhaften Interesses rief sie: „Also fertig!" Scherzend setzte sie dann hinzu: „Nun wird ja auch wohl der Bann aufgehoben sein, in den Sie Hillerhörn gethan, und wir baldigst Ihr Werk sehen, an dem Sie mit solchem Eifer gearbeitet."

„Ja, bald!" entgegnete Valentine ernst, und ein dunkler Schatten legte sich über ihr eine Secunde zuvor noch so freudig verklärtes Antlitz.

Das Wort „bald" schien Sigismund Winter zu elektrisiren; er fragte die Versammelten, ob er nicht bald wieder beginnen könne, indem es sonst nicht

möglich sei, bis zur Rettung des Priamus und seiner Schwester Hesione zu kommen, welches Ziel er sich für den heutigen Tag gesetzt.

Valentine wollte Etwas entgegnen, doch Gräfin Hochberg, welche glaubte, ihre Worte würden eine Bitte um Entschuldigung enthalten, die Vorlesung durch ihr Eintreten unterbrochen zu haben, und welche um jeden Preis der Zerstörung Troja's und der Grundidee der Griechen bei dessen Sturze an dem Abend zu entrinnen beabsichtigte, rief von ihrem Platze aus: „Fräulein Valentine, ich habe noch eine Extrabitte an Sie! Wollen Sie mir das Versprechen geben, sie zu erfüllen? —"

So wie das Wesen und Benehmen der Gräfin Valentinen unangenehm war, die junge Frau sie mehr abstieß, wie anzog, so übte doch der Ton ihrer Stimme, die Art und Weise ihrer Rede Einfluß auf sie, und stets angenehm berührt, wenn diese Stimme an ihr Ohr drang, die einen Klang aus vergangenen Zeiten wach rief, wandte sie sich auch jetzt verbindlich zu dem Gast des Hauses und fragte freundlich, womit sie dienen könne.

„Mich in Ihr Atelier führen und mir die Portraits zeigen, die Sie vor einigen Tagen beendet."

Diese Portraits waren Valentinens Eltern. Sie hatte sie für ihren Großvater zum Geburtstagsgeschenk bestimmt, schon vor langer Zeit begonnen und nach Pastellbildern gearbeitet, die St. Allande kurz nach seiner Hochzeit von seiner Frau und sich gemalt. Obgleich Herr von Eckardstein sein Geburtsfest nicht mehr erlebt, waren die Bilder doch von ihr zu jenem Tage vollendet worden. Es war ihr im höchsten Grade unangenehm, daß Gräfin Hochberg ihrer erwähnte, die nur durch ihren Lehrer davon gehört haben konnte, und um der Nothwendigkeit zu entgehen, sie zeigen zu müssen, erwiederte sie rasch: „Jene Portraits dürften kaum von Interesse für Sie sein, gnädigste Gräfin, denn es sind Familienbilder aus dem Eckardstein'schen Hause. Erlauben Sie mir lieber, Ihnen nächstens andere Arbeiten von mir vorzulegen!"

„Das nehme ich mit Vergnügen an, liebes Fräulein, denn ich interessire mich sehr für Malerei und hörte erst heut, daß Sie so Bedeutendes darin leisten; doch jetzt bitte ich nochmals um jene Portraits! Ich bin nämlich sehr begierig, zu erfahren, ob der Vicomte von St. Allande, den Sie gemalt, mein Onkel, der jüngste Bruder meiner verstorbenen

Mutter ist, oder nur ein Namensverwandter von uns."

Valentine erschrak bei dieser unvermutheten Wendung so heftig, daß sie sich kaum zu fassen vermochte. Der Gedanke aber: wie viel in diesem Augenblicke von ihrer Selbstbeherrschung abhing, gab ihr Kraft, und lächelnd sagte sie:

„Gnädige Frau kennen also nicht die Namen Ihrer nahen Verwandten?"

„Ach, unsere Familie wurde durch die Revolution getrennt; meine Mutter war bei ihrem Großvater, als ihre Eltern mit den jüngeren Geschwistern aus Paris flüchteten. Sie blieb in Frankreich, ihre Schwester, ihre Brüder in Deutschland; Letztere heiratheten dort Alle. Die Namen jener deutschen Verwandten waren aber so schwer zu merken; außerdem hörte ich sie selten; doch als Kind sah ich einmal den Onkel Victor und die Tante Julie; — sie waren bei uns in Frankreich und Beide so schön! Ich würde sie nach den Bildern gewiß wieder erkennen!"

Valentine litt entsetzlich; sie fühlte, im Augenblick nicht mehr ertragen zu können, bat Gräfin

der Weg bis zu dem Zimmer war, in welchem sich jetzt die Portraits ihrer Eltern befanden, dennoch in der Zeit die nöthige Fassung zu erringen, das Weitere mit Ruhe anzuhören.

„Dürfen wir mitgehen?" fragte die Präsidentin, welche sehr begierig war, die Bilder zu sehen.

Valentine war unfähig zum Widerstand, und auch die Andern folgten, getrieben von einem unwillkürlichen Gefühl der Neugierde, jene Bilder, jenes Arbeitszimmer des jungen Mädchens zu sehn, das noch Niemand betreten. Wie erstaunten aber Alle, als Valentine, angelangt im Königssaale, auf jene Thüre zuschritt, die zu dem Wohnzimmer des verstorbenen Gutsherrn führte.

„Sind die Bilder dort?" fragte Harald betroffen.

„Seit heute!" erwiederte Valentine, „denn morgen ist, wie Sie wissen, der Geburtstag Baron Eckardsteins, und er hatte den Wunsch ausgesprochen, die Portraits an dem Tage in seinem Zimmer zu haben."

Harald, der nicht daran gedacht, daß am nächsten Tage das Geburtsfest seines Onkels, sich ärgerte, wie er das hatte vergessen können, noch mehr ärgerte, daß Valentine ihn auf so feine Weise daran mahnte,

rief in gereiztem Tone: „Mein Onkel, Fräulein, hatte aber nicht allein den Wunsch ausgesprochen, sondern, wenn ich nicht sehr irre, den bestimmten Befehl gegeben, daß nach seinem Tode diese Zimmer verschlossen werden sollten.

„Für mich war dieser Befehl wohl nicht gegeben!" erwiederte Valentine ruhig.

„So waren Sie gewiß öfter darin?" fragte er ärgerlich.

„Jeden Tag!" antwortete sie gelassen.

Diese Ruhe, mit der Valentine eingestand, was Harald für ein Unrecht, für ein ganz unerlaubtes Übertreten eines bestimmten Gebots hielt, — der Vorzug, zu dem sie sich vor allen Andern, sogar vor ihm, dem nächsten Verwandten des Verstorbenen, berechtigt glaubte, empörten ihn. Er fand des jungen Mädchens Benehmen in dem Hause, wo sie doch eigentlich Eindringling war, völlig unpassend, anmaßend und herausfordernd und fragte daher nicht ohne Heftigkeit: „Mit welchem Rechte durften Sie wagen, den Befehl meines Onkels zu übertreten und —

„Lieber, bester Harald, keine Scene!" unterbrach die Präsidentin lebhaft des jungen Mannes Worte

und legte ihre Hand beschwichtigend auf seinen Arm. Harald war aber jetzt nicht allein gereizt und ließ sich in Momenten solch heftiger Erregung von einem leidenschaftlichen Temprament hinreißen; sondern er war durch Beatrice auch blind gegen Valentine eingenommen, sah Alles, was sie that, mit gehässigem Blick und war viel zu froh, endlich einmal Gelegenheit zu haben, sie in die Schranken zurückzuweisen, aus denen sie seiner Ansicht nach seit lange getreten, als daß er die günstige Gelegenheit nicht hätte benutzen sollen. So setzte er denn trotz der Mahnung der Präsidentin aufgeregt hinzu:

„Ich finde das Betreten jenes Zimmers nicht allein sehr unrecht; sondern glaube, daß die Pflegetochter des Herrn General von Halden damit doch bedeutend das ihr hier im Hause zustehende Recht überschritten hat.“

Valentine wurde leichenblaß, entgegnete aber kein Wort, sah nur fest auf Harald, vielleicht darum so fest, um sich sein jetziges Bild in das Herz zu prägen, damit diese Erinnerung jene andere verdrängen könne, die so leuchtend, zu leuchtend für ihre Ruhe, darin noch immer fort und fort lebte. —

Harald konnte diesen so seltsamen, feuchten Schim-

mer ihrer wunderbaren Augen nicht ertragen und wandte sich ab. Kaum, daß er's aber gethan, daß er von Neuem die Macht und Zaubergewalt jener strahlenden Augen gefühlt, so ärgerte er sich auch wieder über den Einfluß, den sie auf ihn ausübten und zwang sich, fest und ruhig den Blick auszuhalten, entschieden den Weg zu verfolgen, den er sich der Pflegetocher seines Feindes gegenüber vorgezeichnet, diesem Mädchen voller Habgier und Berechnung! — So blickte er sie denn mit eisiger Kälte und vornehmer Ruhe an, und bitterster Spott lag im Tone seiner sonst so schönen, wohlklingenden Stimme, als er mit tiefer Verbeugung hinzu setzte:

„Sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an, Gnädigste! Ich könnte sonst wirklich durch Ihre schönen Augen zu der thörichten und irrigen Ansicht verleitet werden, die Sie sich gebildet zu haben scheinen: daß Sie Herrin von Bronswiek, und ich im Unrecht gegen Sie bin."

Da flammte Valentinens Auge einen Moment hell auf, da überströmte glühendes Roth eine Secunde ihr todtenblasses Gesicht, ihre Gestalt hob sich, ihre Lippen zuckten — sie schien Etwas erwiedern

zu wollen; aber sich wie plötzlich eines Andern besinnend, senkte sie ihren Blick und — schwieg.

Rasch trat jetzt aus dem tiefen Hintergrunde des Saales ein junger Mann hervor. Niemand hatte ihn und seinen ältern Begleiter bisher bemerkt — Aller Blicke wandten sich erstaunt nach ihm hin. Er schien Alle zu übersehen — nur ein Ziel zu haben, trat lebhaft auf Valentine zu und rief mit blitzendem Auge, mit bebender Stimme:

„Aber so reden, so vertheidigen Sie sich doch! — Sagen Sie doch, daß Sie —“

Ehe er mehr sprechen konnte, erfaßte die Hand seines Begleiters ihn am Arm, und die strengen Worte: „Benjamin, mische Dich nicht in Sachen, welche Dich nichts angehen!“ unterbrachen seinen Ausruf.

Dunkles Roth bedeckte das bleiche Gesicht des Jünglings, erschreckt — scheu wich er in die Tiefe des Saales zurück, während der Andere, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit angenehmem, wenn auch durchaus orientalischem Äußern, ruhig weiter vortrat, sich mit Anstand vor den Versammelten verbeugte und ernst sprach:

„Ich würde die anwesenden Herrschaften um Ent-

schuldigung bitten, unangemeldet in dieses Zimmer getreten zu sein, wenn Fräulein Valentine von Halden mich und meinen Sohn nicht aufgefordert, in dem Königssaale ihrer Rückkehr zu harren.

Valentine war vorhin mit der Absicht in den grünen Salon getreten, Alle von der Ankunft Herrn Henochs und seines Sohnes in Kenntniß zu setzen, ihnen zu sagen, daß beide Herren schon am Nachmittage in Bronswiek eingetroffen, als sie aber gehört, daß sie in Hillerhörn sei, dort hin gekommen und bei ihr geblieben wären, bis die Einrichtung fertig. Sie hatte über die Bitte der Gräfin Hochberg die Mittheilung vergessen, beeilte sich aber jetzt, diesen Fehler gut zu machen, stellte Herrn Henoch und seinen Sohn vor, Erstern mit dem Zusatze, daß er seit langen Jahren ein Freund der Familie Eckardstein gewesen, Letzterer aber ein Bekannter aus den Tagen ihrer Kindheit sei.

Die Begrüßung war keine so ungezwungene, wie sie vielleicht unter andern Verhältnissen, als den im Augenblick noch so drückenden, gewesen sein würde. Auf Allen lastete mehr oder minder die Schwere des eben stattgehabten Auftritts, der, so klein und unbedeutend er auch war, dennoch einen peinlichen Ein-

druck hinterlassen. Nur Harald allein fühlte sich frei. Offen, wie seine Natur war, bekannte er Herrn Henoch, was den Vorfall veranlaßt. Herrn Henoch gefiel das Wesen des jungen Mannes, und er sah ihn mit doppeltem Interesse an, als er hörte, wer er war; als Harald aber geendet, sprach er ruhig:

„Und doch haben Sie Unrecht, Herr Graf, denn Fräulein von Halden ist laut Vollmacht des verstorbnen Baron Eckardstein in die Rechte ihres Pflegevaters getreten, besitzt eine noch ausgedehntere Vollmacht, als Dieser je hatte und ihr stand der Eintritt in jene Zimmer frei.“

„Warum sagten Sie Das nicht?“ rief Harald einigermaßen bestürzt. „Warum verschwiegen Sie uns den Umstand?“ fügte die Präsidentin mit leichter Verstimmung hinzu.

Valentine sah ruhig den Einen, ruhig die Andern an und erwiederte mit Bestimmtheit: „Weil ich nicht in Rechte eintreten wollte, die ich nie beansprucht habe, noch je beanspruchen werde!“

Ueberrascht sah Herr Henoch sie an; auch die Andern fühlten, daß in diesen einfachen Worten tieferer Sinn lag, als man augenblicklich daraus entnehmen konnte.

Eine kurze Pause trat ein; Gräfin Hochberg unterbrach diese, indem sie lachend sagte: „Autant du bruit pour une omelette! Denn mon dieu, was thut's, wohin das Fräulein die Bilder gebracht. Darf ich sie jetzt endlich sehen, Fräulein von Halden?"

Valentine ergriff einen der silbernen Armleuchter, die in ihrer Nähe auf marmoner Console standen und ging in das Zimmer voran. Alle folgten. Kaum hatte Gräfin Hochberg einen Blick auf die Portraits geworfen, so rief sie lebhaft und freudig überrascht: „Ja, ja, das sind sie! Das ist Onkel Victor, das ist Tante Julie!"

Wie Valentine sich auch zusammennahm, ihre innere Erregung zu verbergen — die Gewißheit, neben einer so nahen Verwandten — neben ihrer Cousine zu stehn, übermannte sie doch, und der schwere Leuchter begann in ihrer zitternden Hand hin und her zu schwanken, würde vielleicht zu Boden gefallen sein, wenn Roderich nicht rasch hinzu gesprungen wäre und ihn erfaßt hätte.

„Die Last ist zu schwer für Ihre Kräfte!" sprach er freundlich, fast herzlich und mit so verbindlichem Wesen, wie er noch nie zuvor gegen Valentine an-

genommen. Sein gutes Herz trieb ihn, durch verdoppelte Rücksicht die Rücksichtslosigkeit seines Freundes gut zu machen.

Valentine wurde durch seine Worte tief erschüttert, erschüttert auch er durch den Blick und Ton, mit dem sie sagte: „Ja, die Last ist schwer!"

Einen Augenblick starrte er sie voll Überraschung an, dann rief er noch freundlicher: „So lassen Sie sich durch mich davon befreien."

Sie begann zu zittern, sah empor; doch ein Blick in sein offnes, freundliches Gesicht, in sein gutes Auge gab ihr Muth. Indem sie ihm den schweren Candelaber überließ, erhellten sich ihre Züge, und es lag Hoffnung, es lag Vertrauen im Ton ihrer Stimme, als sie sichtlich erleichtert erwiederte:

„Ich nehme Ihre That und Worte für eine gute Vorbedeutung!"

Die Präsidentin und Henoch traten zu Beiden, Roderich entfernte sich. Erstere fragte:

„Ist auch ein Bild der Tochter des Vicomte von St. Allande vorhanden?"

Harald und Mathilde näherten sich der Gruppe bei diesen Worten. Valentine entgegnete gefaßt: „Ich hörte nie davon."

„Hörten Sie überhaupt nie von ihr?“ fragte die Präsidentin weiter.

„Baron Eckardstein sprach wenig von seinen Familienverhältnissen.“

„Und das wird Jeder natürlich finden, der sie kennt!“ rief Harald lebhaft; „war's doch schrecklich für meinen armen Onkel, solchen Schwiegersohn zu haben.“

„Denke ich an die Familie,“ sprach die Präsidentin, „so bedaure ich nur immer einzig die Tochter des Vicomte, denn welch trostloses Geschick, die Tochter eines Spielers zu sein.“

„Und Tochter einer so ehrvergessnen Mutter!“ setzte Harald hinzu. „In der That, sie ist zu beklagen.“

„Sehr zu beklagen!“ sagte die Präsidentin noch einmal; „doch am meisten wegen jenes furchtbaren Schicksals, Kind solchen Spielers zu sein.“

Der lichte Glanz in Valentinens Augen erstarb bei den Worten mehr und mehr, wich jenem tiefen, flammenden Dunkel, das ihnen bei heftiger innerer Erregung so eigen, und jenes seltsam leuchtende Auge bald auf die Präsidentin, bald auf Harald richtend, sprach sie ernst, fast düster:

„Das furchtbarste Geschick, Tochter eines Spielers zu sein? Man sagte mir einst, es gäbe ein bei Weitem entsetzlicheres, das schrecklichste, das Jemand treffen könne: die Frau eines Spielers zu sein.“

Herr Henoch fand für gerathen, dem Gespräche, das für die Tochter eines Spielers eine so traurige und schmerzliche Richtung genommen, andere Wendung zu geben. Ein dankbarer Blick Valentinens lohnte sein Bemühen.

Zwölftes Kapitel.

In fröhlicher Stimmung betrat Blanche von Hochberg gegen Mitternacht ihr Zimmer. Sigismund Winter war durch die Ankunft der Fremden verhindert worden, zu lesen, und der Abend angenehmer vergangen, als in den letzten Tagen stets der Fall gewesen. Ein Lächeln schwebte noch auf dem reizenden Antlitz der jungen Wittwe — ein Lächeln sichtlicher Befriedigung, mit dem sie von Roderich geschieden. Sie warf sich auf einen Divan, schloß die Augen, um fort zu träumen den Traum, den soeben wieder wachgerufen die Worte des augenblicklich Bevorzugten ihres Herzens: „Auf Wiedersehen morgen, theuerste Blanche, morgen, dem Tage der Entscheidung!“

Am nächsten Morgen sollte die Testamentser-

die nur an dieses Testament dachte, von diesem Testament ihr ferneres Schicksal abhängig machte, lächelte zufrieden in Aussicht dieses Geschicks, das sie als ein sehr angenehmes betrachtete. Liebte sie auch Roderich nicht gerade leidenschaftlich, so war er doch unter ihren Verehrern unstreitig der Schönste und Liebenswürdigste, und seit er die Aussicht hatte, reich zu werden, fand sie ihn schöner, liebenswürdiger, denn je.

So beschäftigte sie sich denn in dem Augenblick einzig mit ihm, sah ihn als Haupterben, als Besitzer von Bronswiek, bedachte, wenn sie Gattin dieses Erben werden könne, was für ein Kleid sie zur Trauung wählen solle, und in dieser Weise angenehm unterhalten, störte sie ihre Pariser Kammerjungfer, welche mit den Worten zum Divan trat:

„Vor Kurzem brachte ein Bote aus Putbus diesen Brief, Frau Gräfin.“

„Ein Bote aus Putbus?“ rief die Wittwe erstaunt, „von wem?“

„Wie mir scheint, ist der Brief von Lord —“

„Gieb, gieb ihn her, Rosette!“

Die Zofe überreichte ein Schreiben, das die Form einer gerichtlichen Vorladung hatte. Blanche

von Hochberg kannte diese großartigen Couverts Lord Edgehills, schrie laut auf vor Entsetzen, daß ihr Verehrer, den sie in England, am Krankenbett einer alten Tante wähnte, aus Putbus an sie schreibe, riß dann hastig den Brief heraus und las:

„Vorgestern kam ich nach Berlin zurück, eilte in Ihre Wohnung — fand sie leer und erfuhr, daß Frau Gräfin Hochberg noch immer in Rügen! Wie es zugegangen, daß Sie, geliebte Blanche, noch auf dieser wüsten Insel weilen, und doch seit sechs Wochen alle Ihre Briefe an mich aus Berlin datirt waren, — darüber dachte ich gar nicht nach, denn — — ich kenne Sie ja als Zauberin! — So reiste ich denn Ihnen nun per Extrapost nach und traf heut gegen Abend von Stralsund aus in Putbus ein. „Madame de Hochberg partie depuis cinq semaïnes pour Brouswiek!“ lautete dort die Parole. Sind Sie krank, Blanche, oder warten Sie in Bronswiek vielleicht auf jene Testamentseröffnung, von der hier Alles spricht, und die den hübschen Halden zum Erben machen soll? — Sind Sie nicht krank, oder nach Lesung dieses Schreibens wohl genug, abreisen zu können, — so reisen Sie vor Testamentseröffnung und zwar sofort

ab, denn sollten Sie erst dann, — nachdem Sie erfahren: daß Ihr Mignon ein armer Lieutnant bleibt, — zu mir zurückkehren, so zeige ich Ihnen hiermit an, daß Lord Edward Edgehill, der jetzt in London die Erbschaft seiner Tante, der Lady Fathindale, angetreten, übermorgen sein Vermögen, Herz und Hand Ihrer reizenden Nebenbuhlerin, der Madame d'Orsange, zu Füßen legt, um in ihren Armen Sie zu vergessen!'—

Wünschen Sie Letzteres nicht und ist in Ihrem Herzen noch ein Funken der Liebe, an die Sie mich vor meiner Abreise nach London so fest glauben ließen, dann, geliebte Blanche, sein Sie morgen in Putbus! — Kommen Sie, so soll vergeben und vergessen sein, was zwischen heut und dem Tage unserer Trennung liegt, und ich bin und bleibe dann, was ich Ihnen bereits mit tausend Schwüren, tausend Küssen besiegelte,

For ever

Ihr

Edward."

Eine Viertelstunde weinte Blanche bitterlich, die nächste ging sie im Zimmer auf und ab und biß mit den Zähnen oft so heftig auf ihre kirschrothen

Lippen, daß Rosette ängstlich wurde. Als gute Zofe und lange Vertraute aller kleinen Geheimnisse ihrer hübschen Gebieterin nahm sie kurz entschlossen den Brief zur Hand, der die Augen der Herrin getrübt und jetzt ihren frischen Lippen Gefahr brachte.

Blanche sah die theilnehmende Handlung ihrer Zofe, und als Rosette den Brief ruhig zusammen faltete, fragte sie lebhaft: „Eh bien?"

„Lassen Sie uns fort! gleich! Mit Dem ist nicht zu spaßen!" entgegnete Rosette, und griff energisch nach der Reisetiolette, um die Parfüms, Schminken, Seifen einzupacken.

„Bist Du von Sinnen?" rief die Herrin und entriß der Zofe einen Puderquast, der soeben in der Tiefe eines Beutels verschwinden sollte. „Meinst Du, ich stürzte mich diesem Scheusal so blindlings in die Arme?"

„Lord Scheusal haben Geld, viel Geld! beerbten noch die Frau Tante, die eine Million besitzen soll, wie Frau Gräfin mir sagten."

„Lieutnant von Halden wird auch reich, Rosette! Und ist er denn auch kein Millionair, so mir doch sein kleiner Finger lieber, als der ganze Lord — ich bleibe!"

„Le petit Lieutenant un homme riche?“ sprach die Zofe ungläubig lächelnd; dann entnahm sie der Gebieterin den Puderquast, packte ihn ein und erzählte dabei, nicht: Was sich der Wald erzählt“, sondern „was die Dienerschaft in Bezug zur Testamentseröffnung gesprochen.“

Da war von andern Erben, von einer Universalerbin die Rede, und kaum hörte Blanche diese zweite Lesart, wurde sie todtenblaß und rief, als Jene geendet:

„Das muß ich von ihr selbst zu erfahren suchen!“

„Sie scheint mir dumm genug, es Ihnen zu verrathen, gnädigste Gräfin, doch fragt sie, woher Ihre Nachrichten, so geben Sie eigne Vermuthungen an, und — —“

„Gewiß, gewiß! — Ich werde nicht bornirt sein!“

„Sie sind aber alterirt, und das ist eben so schlimm — fast noch schlimmer, denn das schadet ja dem Teint! — Bitte, Frau Gräfin, trinken Sie ein Glas Limonade, bevor Sie zu ihr gehen, und vergessen Sie vor Allem nicht, den Wagen binnen einer Stunde zu verlangen.“

„Wie — ich soll ohne Abschied? o Rosette, das kann ich nicht!“

„Sie werden's können, wenn Sie an unsere Schulden denken und sich außerdem den Empfang Lord Edwards vorstellen und den glänzenden Brautschmuck!"

„Nun gut denn! die Limonade!" rief die junge Frau nach kurzem Besinnen.

Während Blanche trank, löste Rosette geschickt Locken und Flechten der Wittwe, brachte diese in künstliche Unordnung und sagte dabei: „Ich glaube wirklich, Sie wären so gegangen, und um wie viel hübscher macht sich doch diese Frisur à la Lavallière, wenn Jemand in Verzweiflung sein will — und in Verzweiflung müssen Sie doch sein! — Auch vergessen Sie ja nicht, zu weinen und bedenken Sie immer, wie jung sie ist und wie grade Schmerz — Thränen die Jugend rühren. Einige Thränen zur rechten Zeit wirken oft mehr und besser als tausend Worte."

Blanche lachte und ließ sich dann zu Valentinens Zimmer geleiten. Diese schlief bereits, das Klopfen an ihre Thüre ermunterte sie aber schnell; erschreckt fuhr sie empor, noch überraschter war sie, als Gräfin Hochberg im nächsten Augenblick die Schwelle ihres Zimmers überschritt.

Das Antlitz, welches Valentine nur frisch und rosig kannte, war blaß, die Augen verweint, die Züge kummervoll. Dennoch sah die junge Frau entzückend hübsch aus, das aufgelöste, lang herabwallende Haar stand ihr reizend. Blanche stellte das Licht auf einen der Tische, eilte zu dem Lager des jungen Mädchens, fiel dort auf die Knie, blickte Valentine flehend an und rief bittend: „O helfen, helfen Sie mir!“

In Valentinens Natur lag von Kindheit auf der liebenswürdige Charakterzug: Thränen gern zu trocknen, ein Weh freudig zu lindern — in ihr lag die noch liebenswürdigere Eigenschaft: nie an sich zu denken und wenig von sich zu reden. So erwähnte sie auch jetzt mit keinem Laut ihres Schrecks, ihrer Verwunderung, die Gräfin zu so später Stunde und in dieser Weise zu sehn; sondern fragte theilnehmend: „Wie und womit kann ich Ihnen helfen?“

Die theatralische Natur Blanche von Hochbergs hätte aber doch gern einen Ausruf des Entsetzens, eine Frage der Verwunderung vernommen, um als einleitendes, wirksames Vorspiel beruhigen oder lamentiren zu können; — diese kurze, einfache Frage, die direkt dem Ziele entgegenstrebte, setzte sie eini-

germaßen in Verlegenheit. Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, auf welche Weise eine so kurze, unumwundene Frage gut zu beantworten sei, erfaßte sie Valentinens Hand und rief emphatisch: „Werden Sie mir denn nur verzeihen können, Sie überfallen, Sie gestört zu haben?"

„Gern!" antwortete Valentine freundlich, welche in der jungen Frau jetzt nur ihre Cousine, ihre hülfsbedürftige Cousine sah; „sagen Sie mir aber schnell, was Sie zu mir führt, Frau Gräfin, was ich für Sie thun soll?"

Blanche von Hochberg senkte ihren Kopf, verbarg ihr Antlitz und sprach leise: „Wären Sie nur nicht gar so jung, gar so unerfahren."

„Ich bin vielleicht älter als meine Jahre!" sprach Valentine tröstend.

„Werden Sie mich auch nicht verrathen?"

„Das kann ich versprechen!"

„Werden Sie mich denn auch nicht — nicht verkennen und verdammen?"

„Gott bewahre mich vor der Sünde, Jemand zu verdammen."

„Ah Sie sind fromm! — o mon dieu, das ist traurig!"

Valentine begriff sie nicht und schwieg; Blanche von Hochberg fühlte, eine Dummheit begangen zu haben. Sie richtete sich empor, setzte sich auf den Rand des Bettes, umschlang Valentine, und ihr fest in's klare Auge sehend, sprach sie innig: „Als ich vorhin in Verzweiflung war, nirgends Ausweg, Rettung sah, da fielen Sie mir ein, Sie, die Sie das Aussehen eines Engels haben! Wollen Sie mein guter Engel sein?“ —

Valentinen war so eigen zu Muthe in den Armen ihrer Verwandten; ihr war's, als müsse sie Blanche an sich drücken, und doch auch schien ihr eine mächtige Scheidewand zwischen ihnen zu stehen — ein gewisses Etwas, das — so nahe sie sich waren, sie dennoch weit, endlos weit von jener Frau trennte.

Kalt und ruhig, wie sie selbst kaum begriff, in dem Augenblicke sein und sprechen zu können, versicherte sie Blanche ihren Beistand in Allem, wo sie ihr nur helfen könne.

Blanche von Hochberg athmete auf, sah sie durchdringend an und rief dann entschlossen: „Erbt Roderich von Halden durch seinen Onkel einen Theil des Vermögens des verstorbenen Generals?“

Was immer auch Valentine erwartet — diese

Frage überstieg jede ihrer Vorstellungen. Fast erschrocken entgegnete sie: „Woher glauben Sie, daß ich das weiß?"

„Ich vermuthe es nach den Ereignissen des Abends, vermuthe fast —"

„Was, was?" drängte Valentine und erbleichte tiefer.

„Daß Sie, als Pflegetochter des Generals, Universalerbin werden!"

Valentine athmete jetzt auf; ihren Blick mit Ruhe auf die erwartungsvoll gespannten Züge der jungen Frau heftend, sagte sie ernst: „Morgen früh zehn Uhr wird das Testament Herrn von Eckardsteins eröffnet — morgen werden Sie Alles wissen!"

„Nein, nein — ich muß es heut noch wissen — ich flehe Sie an, sagen Sie es mir!"

„Ich kann nicht, Frau Gräfin."

„Mein Glück, mein ganzes ferneres Lebensglück hängt davon ab; o erbarmen Sie sich, Valentine."

„Ihr Glück? — inwiefern?" fragte Valentine unruhig.

Ruhig entgegnete Blanche: „Wird Roderich von Halden Miterbe, so — so heirathe ich ihn!"

„Und im entgegengesetzten Falle würden Sie ihn nicht heirathen — dadurch unglücklich werden?"

Die junge Frau schwieg einige Secunden und rief dann lebhaft:

„Sie geben diesen andern Fall zu?"

„Ich nehme ihn nur an!"

„Das ist so gut wie zugegeben, er ist also nicht Erbe — o mein Gott!" — Sie begann heftig zu weinen.

Valentinen thaten die Thränen weh; sie fragte theilnehmend:

„Können Sie denn Herrn von Halden nicht auch lieben und heirathen, ohne daß er Erbe ist?"

„Lieben wohl!" entgegnete Blanche offen, „jedoch nicht heirathen, und ich möchte ihn gern heirathen."

Valentine verharrte einige Augenblicke in tiefem Sinnen; dann fragte sie lebhaft:

„Könnten Sie vielleicht einige Jahre warten, dann erst glücklich sein?"

„Ich? — Jahre lang warten bis ich ihn heirathe? O nein, das wäre kein Glück! dann bin ich schon so alt."

„Zum Glück ist man wohl nie zu alt, wie ich denke."

„Aber man genießt es freudiger, wenn es nicht durch Weh und Thränen errungen ist.“

„Das ist möglich! — Wem aber wäre Beides im Leben erspart?“

„Ach, wie können Sie so fragen, das klingt ja furchtbar!“

„Sie verloren Ihren Mann und geben mir nicht Recht?“

„Mein Mann! Ach mein Gott! — liebe Valentine, er war älter wie mein Papa; doch schweigen wir davon, ich rede nicht gern von Todten, zumal nicht Nachts! Sagen Sie mir jetzt lieber, ob Sie mir einen Wagen verschaffen können, der mich sofort nach Putbus bringt!“

„Wie — jetzt in der Nacht?“

„Ja, ja! — o mein Gott, geben Sie mir einen, Sie haben ja hier zu befehlen! Ich muß fort.“

„Sie wollen ohne Abschied reisen?“

„Ja, ja! Denn denken Sie, ich erhielt soeben per expresse einen Brief — ich muß fort — Niemand darf wissen, daß ich reise! O helfen Sie mir!“

Blanche umschlang Valentine, bat, flehte drin-

krank, verlange, sie vor ihrem Ende zu sehen, und Valentine glaubte ihr, half der sichtlich so tief erschütterten jungen Frau und gab außerdem Blanche von Hochberg, die zitternd und verlegen andeutete: kein Geld zu haben, — erst in den nächsten Tagen bedeutende Summen zu erwarten, noch ihre ganze Baarschaft, die aus mehreren hundert Thalern bestand.

Blanche küßte tiefgerührt das junge, uneigennützige Mädchen, nannte sie ihren Schutzgeist, ihren Engel. Als endlich Beide, gegen drei Uhr Morgens, das Schloß verließen, Valentine ihre Cousine bis zum Ausgang des Hofes geleitete, da glaubten sie ungesehen zu sein. — Sie waren's nicht! — Die Präsidentin, welche, von Angst und quälender Sorge um die Ereignisse des nächsten Morgens gefoltert, sich schlaflos — ruhelos auf ihrem Lager hin und her warf, endlich aufstand, vernahm plötzlich in der tiefen Stille der Nacht das Hin- und Hergehen, wie leise es auch geschehen. Ein Diener hatte außerdem geweckt werden müssen, um das Gepäck nach dem Wagen zu besorgen und den Wagen selbst in Stand zu setzen. So stand die Präsidentin denn bald horchend an der Thür, bald lauschend am Fenster, hörte manches Wort und sah Alles, was

im Hofe beim Schein der Laternen so geräuschlos wie möglich geschah. Bald hatte sie erkannt, daß Jemand abreisen wollte, und kaum sah sie, daß Gräfin von Hochberg es war, so dankte sie Gott, der ihre geheimsten und heißesten Wünsche erfüllte. Die Liebe Roderichs zu der Frau war ihr schrecklich — sie hätte nichts Angenehmeres entdecken können, als daß diese ihrem Sohne so gefährliche Frau Bronswiek verließ — jetzt gerade verließ!

Von der Hoffnung geleitet, in der Gräfin Zimmer Etwas zu finden, was ihr schon in der Nacht Aufschluß über diese heimliche Abreise geben könnte, schlich sie, mit Licht und Feuerzeug versehen, aus ihrem Gemache. Sie hatte jenes Zimmer noch nicht erreicht, war nur auf dem obern Corridor angelangt, als ihr Fuß auf Etwas trat, das knitterte. Sie hob es auf, fühlte, erkannte das Format eines Briefes, stand unschlüssig, ob sie weiter oder zurückgehen solle, als plötzlich schnelle, leise Schritte hörbar wurden.

Sie zog sich hinter einen Mauervorsprung zurück und vernahm nach Kurzem die von Frau von

„Ich muß den Brief auf dem Tische gelassen haben, liebe Valentine!“

„So wird er sich finden, beruhigen Sie sich nur!“ lautete die Antwort, und Beide gingen zum Zimmer der Gräfin, das in der obern Etage am Ende des Corridors lag.

Kaum waren die jungen Damen dort eingetreten, schlüpfte die Präsidentin in den nahen Königssaal, eilte in den kleinen grünen Salon, wo sie auf dem Schreibtische Papier wußte, entzündete dort ihr Licht, entnahm dem Couvert den gefundenen Brief, um dessentwillen die Wittwe zurückgekommen und so beunruhigt war, verbarg ihn, faltete einen Bogen Papier in der Weise des Schreibens zusammen, steckte ihn in das Couvert, löschte ihr Licht wieder aus und schlich auf den Corridor zurück. Auf der Treppe angekommen, ließ sie den Brief fallen und kaum, daß sie glücklich ihr Zimmer erreicht, gewahrte sie durch die nicht vollständig geschlossene Thür einen schwachen Lichtschein, der immer heller wurde. Bald darauf hörte sie den freudigen Ausruf: „Hier, hier ist der Brief!“ Sie athmete auf, — athmete noch leichter, als sie nach kurzer Zeit das Fortrol-

len eines Wagens vernahm und Valentine allein in das Schloß zurückfahren sah.

In Valentinens Augen kam während dieser Nacht kein Schlaf mehr, und völlig farblos wurden ihre Wangen am Morgen, je näher die Stunde der Testamentseröffnung rückte. Herr Henoch erschrak förmlich, als er, um Valentine abzuholen, in ihr Zimmer trat und das geisterbleiche Gesicht des jungen Mädchens sah, das am Wendepunkte ihres Geschickes stand und diesem so zitternd entgegen sah.

„Sie kennen die Bestimmungen des Testaments!“ rief er aus.

„Größtentheils!“ antwortete sie tonlos.

„Waren sie Ihnen so schrecklich, warum veranlaßten Sie Baron Eckardstein nicht zur Abänderung?“

„Dazu war's zu spät! — Ich hörte ja erst in seiner Todesstunde davon.“

Herr Henoch blickte mit Theilnahme in Valentinens Gesicht, und als ihre Züge plötzlich wieder ruhiger wurden, der Entschluß eines festen Willens aus ihrem Auge leuchtete, da ergriff er beide Hände des jungen Mädchens und sprach eindringlich:

„Vicomtesse von St. Allande, indem Sie heute,

vermöge des letzten Willens Ihrer Mutter, im Testamente Ihres Großvaters als Pflegetochter des Generals von Halden bezeichnet werden, lebe ich der Hoffnung, daß der Tag einst anbricht, wo Ihre Geburt enthüllt, Ihr wahrer Name an's Licht gezogen wird. Ist auch dieser Tag noch fern, so doch nichts flüchtiger, als der Schritt der Zeit, und Jahre versinken wie Atome in dem schnell dahin rauschenden Strome des Lebens! Ich kann, — ich darf Ihnen leider nicht mehr sagen, da ein Eid mich bindet — ich kann, ich darf Sie nur warnen, und so sage ich Ihnen denn, daß, wenn jener Tag anbricht, seine Ereignisse Sie sicherlich bestimmen werden, die Wünsche Ihrer Mutter außer Augen zu setzen, den Namen Ihres Vaters ferner nicht zu verläugnen und vor der Welt als das, was Sie sind, da zu stehen! — Tritt jener Fall nun aber ein, so werden an die Vicomtesse von St. Allande manche Ansprüche erhoben werden, die nie an die Pflegetochter des Generals von Halden gemacht worden — Ansprüche, die vielleicht, wenn Sie Ihren heutigen Rechten entsagen, später schwerer zu befriedigen sein möchten. Das bedenken Sie wohl, ehe Sie heute Entschlüsse ausführen, die wohl Ihrem

Herzen Ehre machen — vom Verstande aber nie und nimmer gebilligt werden könnten. Und, Vicomtesse von St. Allande, indem ich also jetzt die Bitte ausspreche: „bei der Stimme des Herzens die Vernunft mitreden zu lassen“, gebe ich Ihnen zu der schweren Stunde, die Sie zu bestehen haben, eine Mahnung: diese von dem Himmel vielleicht als Prüfung über Sie verhängte schwere Stunde glücklich zu bestehen, — nicht allein Ihres Herzens würdig zu handeln, sondern daran zu denken, was ich Ihnen eben gesagt, — daran, daß Sie eben einst als Vicomtesse von St. Allande legitimirt werden. Eine Mahnung an diese Worte könnte in nichts Mächtigerm bestehen, als dem, was ein glücklicher Zufall oder besser gesagt, ein höherer Wille Ihnen erhalten hat, und so gebe ich Ihnen denn dies glänzende Zeichen Ihres Namens, Ihres Ranges, rufe Ihnen als letztes Wort seine symbolische Deutung zu: „durch Nacht zum Licht!“

Herr Henoch hing bei diesen letzten Worten dem jungen Mädchen eine feine, goldene Kette um, und als Valentine den Blick auf den Schmuck richtete, fiel ihr Auge auf ein herrliches Brillantkreuz, — ein ihr so wohlbekanntes Brillantkreuz, mit dessen

lichtem Schimmer sich die dunkelste Erinnerung ihres Lebens verband.

„Woher, woher haben Sie das?“ rief sie athemlos, rief sie voll Freude, rief sie mit Entsetzen! —

„Abraham Hain sendet es Ihnen!“

Valentine benetzte das Kreuz mit ihren Thränen, und, indem sie des Aberglaubens sich erinnerte, der sich an das alte Erbstück knüpfte: „daß es Glück der Besitzerin bringe“ — indem sie der Vorfälle gedachte, die in ihrer Familie dadurch herbeigeführt worden — fragte sie sinnend:

„Wird es mir Glück oder Unglück bringen?“

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

